Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen
für
christliche Jugend und christliches Volk.

Neuntes Bändchen.
Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1847.
Verlag von Lampart & Comp.

Lehrreiche Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Neuntes Bändchen.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1847.
Verlag von Lampart & Comp.

Stich u. Druck d. Kunst-Anst. v. C. Dittmarsch u. C.ie in Stutt.

Das Wiedersehen.

Verlag von Lampart u. Comp. in Augsburg

Der

Neujahrs-Abend zu Lau[illegible]

oder die Macht

der

Vaterlands- und Kindesliebe.

Eine lehrreiche Erzählung

aus der Schreckenszeit der französischen Revolution

für

christliche Jugend und christliches Volk

[illegible]

Johann Georg [illegible]

Verfasser der Jugendschriften: „Der [illegible] in der Wall-fahrtskirche, Meister [illegible] der Glockengießer, [illegible] nach Montserrat, Adelinde [illegible] und Richard von [illegible]

[illegible]

Augsburg 1847.

Verlag von Lampart & Comp.

Das Wiedersehen.

Verlag von Lampart u. Comp in Augsburg

Der
Neujahrs-Abend zu Lausanne,
oder die Macht
der
Vaterlands- und Kindesliebe.

Eine lehrreiche Erzählung
aus der Schreckenszeit der französischen Revolution
für
christliche Jugend und christliches Volk

von
Johann Georg Waitzmann,

Verfasser der Jugendschriften: „Der Morgen in der Wallfahrtskirche, Meister Gräth der Glockengießer, die Wallfahrt nach Montserrat, Adelheid von Roth, das doppelte Kapital und Richard von Schwarzenfels etc. etc.“

Mit bischöflicher Approbation und einem Stahlstich.

Augsburg 1847.
Verlag von Lampart & Comp.

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.

Das Bischöfliche Ordinariat Speyer.

Bischöfliche Approbation
betreffend.

Da in dem zur Oberhirtlichen Censur anher vorgelegtem Manuscripte: „der Neujahrs-Abend zu Lausanne, oder die Macht der Vaterlands- und Kindesliebe ꝛc.“ nichts der Glaubens- und Sittenlehre Widersprechendes enthalten ist, so wird demselben hiermit die bischöfliche Approbation ertheilt.

Speyer, den 4. Mai 1846.

Foliot.

Geißler, Sekr.

Vorwort.

Schon wieder eine Jugendschrift? — wird Mancher bei der Ankündigung dieses Büchleins denken, und mit Recht, denn seit einer Reihe von Jahren sind in diesem Gebiete der Literatur die erschienenen Schriften zu einer Masse angewachsen, wie Niemand sie erwartete. Dieser Umstand hatte mich bewogen, eine Zeitlang diesem Gebiete der Schriftstellerei zu entsagen, und meine wenigen Kräfte und die erübrigte Zeit anderm Wissen zuzuwenden. Allein mehrere Freunde und Bekannte drangen in mich, dieses mein Vorhaben aufzugeben, und wieder eine moralische Jugendschrift im Drucke erscheinen zu lassen, indem Bücher, in christkatholischer Tendenz geschrieben, immer eine willkommene, ja nothwendige Spende seien gegen den Strom der romanhaft gehaltenen Jugendschriften, welche mehr verderben als gut machen, weil sie in zierlichen Blumengewinden dem jugendlichen, empfänglichen Herzen süßes Gift beibringen, und das Herz allmählich für alles Bessere ertödten.

Ich willfuhr diesem Wunsche, und wählte dieses Mal eine schöne, rührende Begebenheit aus der Schreckenszeit der französischen Revolution vom Jahr 1792. Den Stoff zu dieser Erzählung gab mir ein alter, ehrwürdiger Krieger aus

jener Zeit, mit dem ich vor einigen Jahren auf einer Reise zusammentraf. Unter manchen Aeußerungen über jene in der Weltgeschichte mit blutigem Griffel geschriebene Zeit, welche in Frankreich so viele Ungeheuer von Menschen ausgespieen, aber auch edle, hochherzige Gestalten zur Bewunderung und Nachahmung erzeugt hat, erzählte mir der greise Wanderer vorliegende Begebenheit. Ich entwarf noch denselben Abend eine Skizze hierüber, um solche später für Eltern und Kinder auszuarbeiten; was hier nun geschehen.

Möge also dieses kleine Schriftchen recht Viel des Guten in Familien und in Jugendkreisen stiften, und jeder Lehrer desselben mit dem ehrwürdigen Thomas von Kempen denken: „Wir müssen religiöse und schmucklose Bücher eben so gern lesen, als die hohen und scharfsinnigen. Auch laß dich das Ansehen eines Schriftstellers nicht irren, ob er geringe oder große Gelehrsamkeit besessen habe, sondern die Liebe zur reinen Wahrheit ziehe dich zum Lesen an. Frage nicht, wer dies gesagt habe, sondern bemerke vielmehr, was gesprochen werde."

Dies wünscht von Herzen

Edenkoben am Feste der heiligen
Theresia 1845.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Madelaine als Muster eines guten Kindes.

„Ach Eltern, eure treue Liebe,
Ist doch die zärtlichste der Triebe,
Sie steht so fest und wanket nicht,
Bis auch das Herz im Tode bricht.
Es soll für mich das Beste seyn,
Der Kindesliebe mich zu weihn."

Müller.

Das schreckliche letzte Zehent des verhängnißvollen achtzehnten Jahrhunderts hatte begonnen; die unglückliche Zeit war erschienen, wo politischer Fanatismus, trotzige Entbundenheit von Gesetz und Zucht, Gewaltthätigkeit ungezügelter Lasterhaftigkeit, oder irre geleiteter Volksmacht, gotteslästerliche Vergötterung angeblicher Aufklärung und sogenannter Vernunft längst geheiligte Thronen umstürzten und das Edle in den Grundvesten uralter, ererbter Herkömmlichkeit erschütterten, und eine neue Epoche begannen, deren vielbewunderte oder theilweise gefürchtete äußere Schönheiten bald untergehen und verschwinden mußten, weil sie das Werk frevelhaften Gewaltmißbrauches, schnöder Menschenverachtung und gottvergeßner, Alles zermalmender Selbstsucht waren. Denn Glaube an Gott und Menschheit, treue

Vaterland'sliebe und Eintracht der Völker und ihrer Fürsten mußten endlich dem gerechten Unwillen über schmachvolle, ungerne geduldete Unterdrückung, Unüberwindlichkeit verleihen. Drangsale, Leiden und Gefahren haben der Ahnen Frömmigkeit und Kraft zurückgerufeu, haben zum Siege über die gekünstelte Machttrunkenheit begeistert, welche meistens sich selbst mehr, als Andere täuschet und strafet; die Ahnung der göttlichen Weltregierung, der Erziehung des Menschengeschlechtes zum Höhern, nach unerforschten Gründen und mit oft unbegreiflichen Mitteln, ist gerechtfertiget, hat neue Stütze und Haltung gewonnen.

In dieser Schreckenszeit nun, welche in Frankreich alle Leidenschaften und Laster entzügelte, und ihnen eine weite, freie Bahn öffuete, welche Tugend und Anhänglichkeit an Thron und Vaterland und Religion verpönte und mit dem Tode bestrafte, lebte auf seinem väterlichen Schlosse zu Rochefort Herr Etienne von Albigny, ein eben so guter Vater und Gatte, als treuer und ergebener Anhänger seines tugendhaften Königs. Eine einzige Tocher, welche nach dem Wunsche ihrer frommen Großmutter bei der heiligen Taufe den Namen Magdalena oder Madelaine empfangen hatte, war die Freude und der Stolz, die Hoffnung und der Trost der glücklichen Eltern. Eine zärtliche, aufrichtige Liebe zu den lieben Eltern, und ein unschuldiges, rein kindliches, frommes Gemüth waren die Hauptzüge in des Kindes Charakter. O wie herzlich liebte Madelaine ihre Eltern! Ein rühmlicher Eifer beseelte sie, ihnen Freude zu machen und ihnen gefällig zu seyn, und ihre leisesten Wünsche als heilige Pflichten immer gewissenhaft zu erfüllen. Sie empfand es

im tiefsten Herzen, daß sie nicht dankbar genug gegen die Wohlthaten seyn könnte, die sie täglich von den lieben, guten Eltern empfing.

Die Liebe gegen alle Menschen war in ihrer Seele in schöner Harmonie mit der Liebe zu den Eltern. Niemand, selbst der Geringste nicht, hatte von ihr je eine Härte oder Unart erfahren, oder war von ihr verächtlich oder grob behandelt worden. Wie hätte diese gute Seele je einen Menschen durch unanständige Reden beleidigen oder kränken können! Mit jedem Glücklichen, von dem sie wußte, daß es ihm wohl ging, freute sie sich. Ihre reine Seele befleckte nie der Neid, der Haß, die Rachsucht, welche den Frieden und die Ruhe ihres Innern gestört haben würden. Sie wußte es wohl, wie wenig Verdienst und Werth ein Kind noch hat; wie wenig es weiß; wie klein das Gute ist, was die menschliche Gesellschaft ihm verdankt, und daß es nur durch Güte und Wohlthat fortbesteht; daher war sie nie prahlerisch, sondern stets bescheiden. Achtung hegte sie gegen Erwachsene, die mehr erfahren hatten als sie, welche in einem guten Rufe standen und ihre Pflicht erfüllten.

Sie war mitleidig, freigebig und wohlthätig, wenn ein Nothleidender, ein Dürftiger und Gebrechlicher, ein schwacher Greis sie um eine Gabe anflehte. Alles fast, was sie an baarem Gelde von ihren Eltern erhielt, das opferte sie mit wahrer Herzensfreude den Armen und Hülfsbedürftigen; daher kam es auch in ihrer Sparbüchse nie zu einer bedeutenden Summe. Sie machte es nicht, wie manche Kinder, die reiche Eltern haben; welche mit dem Gelde recht verschwenderisch umgehen, als ob es keinen Werth hätte, und dann

geizig sind, wenn sie den Armen eine Gabe mittheilen sollen.

In der Werthschätzung frommer, guter Menschen, ohne daß sie auf den Stand oder das Vermögen derselben Rücksicht nahm, war sie ein glänzendes Muster. Hülfreich, liebreich und gefällig war sie überhaupt gegen arme Leute, die sich durch Treue, Fleiß und Redlichkeit auszeichneten, und sie behandelte Niemand darum geringschätzend, weil er mit den Händen sein Brod verdienen mußte, und in ärmlicher Kleidung einherging.

Dem Laster aller Art, der Lüge, der Falschheit, der Unart und der Lieblosigkeit war sie feind und versöhnte sich nie mit ihm. Das aber, was sie im Fleiße aller Tugenden stärkte, und ihre Scheu gegen Sünde und Laster nie schwächte, was ihr ganzes Leben zu einer Quelle der reinsten Freude machte und es zu einem Musterbilde weihte, das war ihre entschiedene Ehrfurcht vor Gott, ihre Liebe zu dem höchsten Wesen, ihre Dankbarkeit gegen den großen allgemeinen Wohlthäter. Die Religion war ihr das Heiligste, Ehrwürdigste, und das Streben, ihre Vorschriften immer vollkommener und gehorsamer zu erfüllen, ihr Ziel, nachdem sie mit unermüdeter Kraft rang und trachtete.

Diesen frommen Sinn, der sich im Lichte der Religion mehr reinigt und verklärt, das Herz veredelt und allen Handlungen des Menschen die Richtung nach dem Ewigen und Unvergänglichen gibt, verdankte sie zunächst ihren frommen Eltern und dem Unterrichte des ehrwürdigen Priesters Robert, der sie in den Pflichten eines Kindes gegen Gott und Menschen unterwies. Diese frommen Menschen waren der gewissen

Ueberzeugung, daß man die himmlische Pflanze der Religion nicht früh genug der Kinderseele einsenken kann, wenn sie für dieselbe fruchtbringend und wahrhaft beseligend seyn soll. Madelaine betete mit ihren Eltern; sie betete oft allein zu Gott. Der Gedanke an Gott wurde ihr nie fremd; sie hatte ihn vor Augen und im Herzen, und hütete sich vor jeder Sünde. Mancher Leichtsinnige der Umgegend, angesteckt durch die damalige Presse, welche dem Unglauben nnd der Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Rechte fröhnte, spöttelte nnd witzelte darüber, daß man Madelaine beten und Gott Loblieder singen ließ, und mit ihr täglich in die Kirche ging. Aber an solche Thoren kehrte sich Herr von Albigny nicht; er achtete nicht auf die Ansichten und auf das Gerede derer, welche ihre Kinder Alles Andere, nur nicht Religiöses und Göttliches lehren ließen, weil seine eigene Erfahrung es ihm sagte: fromm, ruhig und zufrieden lebt nur der Mensch auf Erden, den der Geist der Religion heiligt und bessert.

In dem Besitze eines solchen Kleinodes, welches alle irdischen Schätze unendlich aufwiegt, fühlten sich Vater und Mutter überaus glücklich, und hatten nur den sehnlichsten Wunsch, ihre gute, brave Madelaine einst auch glücklich zu sehen, was in jener sturmbewegten Zeit, leider! gar selten der Fall war. Doch die zärtlich besorgten Eltern hofften auf den Beistand Gottes, dem sie ihr Kind täglich und stündlich im Gebete empfahlen, und durch Gottes Hülfe und Gnade auf das Wohlergehen ihrer Tochter.

Zweites Kapitel.

Vaterland'sliebe.

„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien und die Sterne des Himmels zuerst dir leuchteten, wo das erste Menschenaug' sich über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst auf dem Schoos trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit in's Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seyen es kahle Felsen und öde Inseln, und wahre Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt dies Land ewig lieb haben."

Arndt.

Indeß aber Herr von Albigny auf seinem Schlosse im Kreise der Seinigen des Friedens und Glückes auf's Schönste genoß, zog sich über Paris und über die königliche Familie, ja über ganz Frankreich ein unheilschweres Gewitter zusammen, dessen Ausbruch der Anfang der schauderhaftesten Blutscenen zu werden drohte. Umsonst widersetzten sich die besser Gesinnten und Gemäßigten gegen die riesenhafte und zerstörende Gewalt der sogenannten Jakobinerklubb's. Innere Feinde nährten, von Fanatismus oder Stolz trunken, eine eitle Hoffnung und quälten die besser Gesinnten mit ihrer frechen Böswilligkeit. Sie nannten in ihren öffentlichen Sitzungen, die man mit Recht Mördergruben nennen mag, die Liebe zu den Gesetzen Aristokratie, ihre Verletzung Vaterlandsliebe. Wer es mit dem guten Könige hielt, und ihn gegen

die ungerechten Anmaßungen der Staatsumwälzer vertheidigen wollte, ward als Vaterland'sverräther verurtheilt. Selbst Lafayettes Worte: „Möge die königliche Gewalt unverletzt seyn, denn sie ist durch die Constitution gesichert; möge sie unabhängig seyn, denn diese Unabhängigkeit ist eine von den Triebfedern unserer Freiheit; sey der König verehrt, denn es umgibt ihn die Nationmajestät; sei ihm gegönnt, ein Ministerium zu wählen, welches nicht die Ketten einer Faktion trägt, und den Verschwörern, wenn es deren welche gibt, werde der Tod nur durch das Schwert des Gesetzes!" waren ein leerer Hall, eitel Wind, von den Erzbösewichtern mißbraucht und verhöhnt.

Immer finsterer und düsterer umwölbte sich Frankreich's Horizont mit schweren, gewitterschwangeren Wolken, die eine lange zurückgehaltene, aber desto furchtbarere Katastrophe verkündeten. Täglich trafen von den Gränzen bald beunruhigende, bald ganz entstellte und falsche Nachrichten ein, welche die verschiedenen Parteien nach ihren jedesmaligen Absichten entstellten, und in der Hauptstadt unter den bangen Einwohnern verbreiteten. Mit jedem Tage mehrten sich die aus allen Landestheilen ankommeuden, freiwilligen Verbündeten, denen meistens die sonst leeren Köpfe von überspanntem Freiheitsschwindel sprudelten, und deren Benehmen die Hoffnungen der Einen nnd die Besorgnisse der Andern nur allzusehr rechtfertigten. Der blutdürstige Marat, dee alle Aristokraten in einen glühenden Ofen verbrannt wissen wollte. Der Henker Danton und der Mörderpräsident Robespiere und ihre zahllosen Helfer ließen alle Anstalten treffen, ihre schwarzen Pläne in Bälde auszuführen, und unter

Trümmern von Steinen und Leichen den geheiligten Thron und mit ihm die Religion zu begraben.

Herr von Albigny erfuhr von dem Schreckenssturme, der sich über dem gesalbten Haupte seines geliebten Fürsten so düster und schwarz zusammenzog. Er faßte daher den Entschluß, seine Gattin und seine Tochter, sowie sein ererbtes Schloß zu verlassen, und nach Paris zu gehen, um daselbst gegen dieses Gewitter mit den andern wenigen Getreuen für seinen König und sein bedrohtes Vaterland anzukämpfen, und mit ihnen zu siegen oder unterzugehen. Er entdeckte sein Vorhaben seiner geliebten Gemahlin. Aber wie erblaßte diese bei seinen Worten, die von Trennung sprachen! Welcher Thränenstrom entquoll ihren Augen, als sie die Absicht ihres Gatten vernahm; denn sie kannte seine Anhänglichkeit an den König und seinen unabänderlichen Beschluß, der ihr in einer minder stürmischen Zeit nicht so fürchterlich, nicht so schwer geschienen hätte.

„Du willst deine Laura, willst deine Madelaine verlassen?“ sprach sie mit Schluchzen, ihn an ihr treues Herz pressend. „O bleibe, bleibe bei uns! Gerade in dieser gewittervollen Zeit bedürfen wir am meisten deines Armes, deines Schutzes. Wer wird, wer soll uns gegen die wilden Empörer schirmen, wenn sie siegestrunken unser Schloß erstürmen, und wir ihrer Wuth und ihrem Muthwillen preisgegeben werden?“

„Theures Weib!“ versetzte Albigny, „du sprichst, wie dein Inneres es dir eingibt; allein mich ruft eine andere Stimme; mich ruft die Stimme des Vaterlandes zu seiner Vertheidigung, eine Stimme, der ein

tugendhafter Bürger alle andern Betrachtungen nachsetzen muß."

„Aber du allein, lieber Etienne," schluchzte die edle Frau, „wirst doch dem allgemeinen Ansturme nicht Dämme setzen, wirst doch allein dem tosenden Gießbach seinen Lauf nicht hemmen, und Wenige werden den wankenden Thron nicht stützen. Du weißt, die Mehrheit des Heeres ist auf Seite des Volkes. Ein großer Theil des Adels verließ den von Gefahren umgebenen König, seitdem die Loosung zur Entweichung gegeben worden war; ja der Wankelmuth des gutmüthigen, allen kräftigern Maßregeln abgeneigten, von kurzsichtigen Rathgebern geleiteten Königs, erleichtert die Untergrabung seiner, in ihren Grundvesten erschütterten Macht. Folge daher dem Beispiele so Vieler, und bleibe fern von einem Unternehmen, das nie gelingen, aber dich und die Deinigen in's Elend stürzen wird."

„Und wenn Tausende ihrem Worte, ihrem ritterlichen Eide untreu werden," entgegnete standhaft Albigny, so will doch ich meiner Pflicht getreu der Stimme folgen, die mich zur Vertheidigung meines Königs und meines, den blutdürstigsten Wütherichen preisgegebenen Vaterlandes ruft. Leider! gehorcht man dieser Stimme schon gar zu ungern, und sucht sich durch elende Trugschlüsse und Ausflüchte von einer der heiligsten Verbindlichkeiten loszumachen, und den schwachen Funken des alten patriotischen Feuers völlig auszulöschen. Aber laß die Elenden, die nicht Muth genug haben, ihr Leben für ihr Vaterland und ihren König zu wagen und aufzuopfern, sondern falsche Gründe und Einschränkungen ersinnen, und ihrem

eigenen Stolze schmeicheln, um sich selbst ihre schändliche Feigheit zu verbergen. Mein Leben und mein Blut gehören dem Staate, wenn er sie fordert. Für ihn hat mich der Vater gezeugt, für ihn erzogen; denn er hat meinem Vater, er hat mir selbst das Leben angenehm gemacht, das ohne gesellschaftliche Hülfe ein langes Elend seyn würde. Alle seine Hände haben für unsere Bequemlichkeit, Ruhe und Glückseligkeit gearbeitet. Die Mutter gab uns das Dasein, der Staat hat uns erst das Leben gegeben. Er hat uns in seinem Schooße verpflegt; er hat unsere Bedürfnisse befriediget; er hat alle Freude, alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens über uns ausgegossen. Es ist billig, daß dem unser Leben geweiht sey, ohne dessen Hülfe es vielleicht nicht hätte bestehen können; oder doch nichts mehr, als ein unglückliches Dasein gewesen wäre. Wenn anders die Dankbarkeit, wenn die Tugend überhaupt keine Chimäre ist, so verpflichtet die Dankbarkeit mich und Alle, unser Vaterland mit eben so großer Liebe zu schützen, als wir unsere Eltern oder Kinder schützen müssen."

„Deine Gründe, lieber Gemahl, sind wahr und triftig," versetzte die etwas getröstete Gattin, „ich höre wieder die Worte meines seligen Vaters, welcher sich immer mit heiligem Feuereifer gegen die erhob, welche ein bequemes und gemächliches Leben den Mühen und Gefahren des Krieges vorzogen, und alle erdenklichen Ausflüchte und Gebrechen vorschützten, um nur für das Vaterland nicht kämpfen zu müssen. Doch dies ist bei dir nicht der Fall. Was hilft dein oder Wentger Arm gegen ein empörtes, zahlloses Volk? Du kannst wohl uns zum Schutze dienen, aber deinem Vaterlande,

deinem Könige in dieser Lage keinen Dienst leisten. Und wenn du stirbst, wenn das feindliche Blei oder Schwert dich trifft — wer wird dann deine Gattin trösten — deiner Tochter Vater seyn?"

„Liebe Laura," erwiderte Albigny, „laß diese deine Einwürfe; sie sind bloße Erfindungen einer verkehrten Eigenliebe, einer verzärtelten Weichlichkeit, einer schimpflichen Furcht vor dem Tode. Die Liebe des Vaterlandes ist der Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugenden. Das Vaterland geht Allem vor. Ungeachtet unsere Liebe von einzelnen Personen ihren Anfang nimmt, und sich von unseren Eltern auf unsere Kinder, Verwandte, auf Freunde, auf Mitbürger, und so auf den ganzen Staat erweitert, so sollte doch der letztere in unserer Hochachtung der erste seyn, weil er alle diese Verwandtschaften und Verbindnngen zusammenbegreift."

Derjenige, der für sein Vaterland keine Liebe empfindet, kann keine von allen diesen in ihr begriffenen Verbindungen und Pflichten erfüllen. Er wird alle seine Dienste nach seinem eigenen Vortheile abmessen. Sollten die vortrefflichen Beispiele, welche Sparta und Athen aufstellte, und der patriotische Römer nachahmte, vielleicht erreichte, für uns vielleicht nichts mehr seyn, als die Denkmäler eines Todten, den wir verehren, aber nie wieder zu sehen hoffen? Sollten die weiten Schranken einer so herrlichen Laufbahn, sollte das große Feld, wo die Liebe zum Vaterlande Gelegenheit zu Thaten findet; für uns verschlossen seyn? Sollten wir nichts weiter können, als bewundern und beneiden? Nein! es kommt Alles auf uns an! Darum folge ich der Stimme meines Vaterlandes und

dem Hülferufe meines Königs, der von einer Schaar Undankbarer bedroht ist, die durch seinen Sturz das ganze Vaterland ins Verderben stürzen wollen."

„Was deinen und meines Kindes Schirm belangt, empfehle ich euch dem Schutze Gottes. Sein Vaterauge wird über euch wachen, sein mächtiger Arm euch retten, wenn Gefahr euch drohet, und sein heiliger Engel euch führen auf dem Wege, der dem Allmächtigen gefällt. Einen besseren Schutz, einen sicherern Hort, eine festere Burg kann ich euch nicht hinterlassen. Und nun lebe wohl, gute Laura; sey gesegnet liebe Tochter! betet für mich, wie ich für euch beten werde; flehet zum Himmel für unser bedrohtes Vaterland und das ganze königliche Haus, damit Gott den Sturm gnädigst abwende, und ich bald wieder im Frieden zu euch heimkehre!"

„Gottes Wille geschehe!" weinte Laura.

Nun umarmte der hochherzige Freiherr von Albigny seine Gattin und Tochter, welche ihre Thränen vereinten, die der Abschied ihrem Herzen entpreßte. Der Vater segnete seine Madelaine, drückte sie nochmal an sein schlagendes Vaterherz, und schied von Gattin und Kind, um sich vielleicht nie mehr ihres Anblickes zu erfreuen.

Drittes Kapitel.

Paris bei Albigny's Ankunft.

„Wo Mißtrauen ist, da ist nicht Liebe, und da wird alles Gute gehindert, und im Keime erstickt. Eintracht zwischen Haupt und Gliedern führt allein zum großen Zwecke, zur Glückseligkeit des Vaterlandes, und nur Vertrauen wirkt Eintracht."

Schmidt.

Albigny war glücklich in dem Schlosse der Tuillerien angelangt, allein welche Veränderung! welche Umwandlung! welche Ueberraschung beim Anblicke des Zustandes, dieses sonst von Freudenjubel erfüllten, weiten, prachtvollen Gebäudes! Statt der früheren Freude und fröhlichem Spiele war düstere und bange Traurigkeit in den geräumigen Sälen uud Hallen eingekehrt, um dem Sturme zu gleichen, der über dem Prachtgebäude drohte. Jeder Freudenzug war vom Antlitze weggehaucht, jeder frohe Pulsschlag war erstarrt, jede lebensfrohe Miene erblasset, jedes heiter blickende Antlitz verfinstert oder mit Thränenperlen belegt, und auf Aller Gesichter las man nur zu deutlich die Kennzeichen schrecklicher Ahnungen. Denn leidenschaftliche Parteiwuth, Zuchtlosigkeit und Pöbelgreu'l vermehrten sich lawinenartig in Paris und in den Provinzen. Honoré, Mirabeau war nicht mehr, und mit ihm war der letzte Hoffnungsschimmer zur Rettung des königlichen Ansehens und zur Ausgleichung der stürmischen Foderungen des Volkes

und der Ansprüche der entwaffneten Regierung erloschen.

Wie bei Annäherung eines schweren Gewitters die Vögel ängstlich und scheu umherflattern, alle Hausthiere ängstlich einen Zufluchtsort suchen, die Küchlein sich unter der Mutter Fittige verkriechen, und das Sausen der Winde, das Rauschen der Gipfel von Tannen, Pappeln und Espen, dessen baldigen Ausbruch verkündigen, so zeigten die langen blassen Gesichter der ängstlichen und friedlich gesinnten Einwohner der Hauptstadt Frankreichs und eines Theils der Hofleute, die wilden verwegenen Blicke der Empörer, die wogenden Bewegungen des Volkes und die sich furchtbar finster gestaltenden Stirnen der Parteihäupter den nahen Ausbruch eines gräßlichen, Verheerung und Vertilgung verkündenden Sturmes an, welchen freilich mitunter auch theilweise Verdorbenheit der höhern Stände, besonders aber trotziger Parteigeist kurzsichtiger, irrig sogenannter Aristokraten und schwärmerischer Demokraten und beklagenswerthe Kraftlosigkeit der Regierung verursacht hatten und den der edle Ludwig **XVI.** durch weise Einrichtungen, den Ergebnissen seines guten Herzens, zu beschwören strebte.

Unter solchen Vorzeichen nahte der Vorabend des zehnten Augusts. Die königliche Familie war in dieser fürchterlichen Nacht, die letzte, welche sie noch in dem Palaste ihrer Ahnherrn zubrachte, ohne erquickenden Schlummer, dessen sie so nöthig bedurfte, und in banger Erwartung der Dinge, die kommen würden, im Rathssaale mit einer Menge Beamten und Offizieren beisammengeblieben. Der im Unglücke große König hatte es seiner hohen Gemahlin verweigert, sich

dieses Mal des verborgenen Brustharnisches zu bedienen, sprechend: „Ich will vor denen, die mich vertheidigen, nichts voraus haben.“ —

Diese unheilsschwangere Nacht war bereits im Wechsel mit dem grauenden Morgen, wo die auftauchende Sonne schon mit Schaudern blutige Opfer der Mordsucht bescheinen sollte. Es war fünf Uhr Morgens, da zog eine unzählbare Menge Pöbels, angeführt durch die Mörder von Avignon, und begleitet von den Galeerensklaven aus Marseille und Brest, nach dem Schlosse. Landstreicher, Räuber, gemeine Gassendirnen, Tagediebe, das besoldete Gesindel, das seit 1789 im Solde der Unruhstifter stand, Taglöhner aus den benachbarten Dörfern, welche die zu machende Plünderung anlockte, ein gräßliches Gemisch von Weibern in Lumpen und von Ungeheuern, die kaum wie Menschen aussahen, Lastträger, Schornsteinfeger, Kohlenbrenner, Krämer, welche die Rolle eines römischen Brutus spielen wollten — aus diesen Menschen und Verbrechern aller Art war die Armee der Stifter der neuen Republik zusammengeflickt, welche jetzt im Begriffe stand, die Wohnung des tugendhaftesten aller Ludwige Frankreichs mit Feuer und Schwert zu verheeren, und bald ihn selbst als einen Märtyrer der mit ihm veredelten Königsmacht, nach den schmählichen Qualen des Gefängnisses, auf dem Blutgerüste seine edle Seele aushauchen zu lassen, und ein Blutbad aller Guten zu beginnen.

Viertes Kapitel.

Die Sehnsucht.

„Wenn alle Haare auf unserm Haupte gezählt sind, wie könnten wir fürchten, daß wir blos, weil wir einzeln sind, und nicht eine Menge ausmachen, von dem vergessen seyen, der unsere Bahn nicht hier auf Erden, sondern unter Sternen bestimmt hat?"

Seidel.

Während in dem unglücklichen Paris die wenigen getreuen Anhänger des Königs und der Gesetze, während die tapferen und unerschrockenen Schweizer, welche als würdige Söhne der himmelanstrebenden Alpen den bedrängten Monarchen schützten und für ihn bluteten, während die frommen Priester der katholischen Kirche, welche ihrem Glauben nicht untreu werden wollten, und welche die Ehre und das gute Gewissen am Fuße der Altäre Christi und des Thrones der Bourbonen erhielt, von dem blutdürstigen, raubgierigen und bezahlten Pöbel mitten durch noch zuckende Leichname wild und grausam hingewürgt und hingeschlachtet, und eben so wild und grausam Jubeltöne ausgestoßen wurden; während man in ganz Frankreich darauf hinarbeitete, daß die Trümmer des Hauses Gottes mit jenen der Monarchie in einen Schutthaufen zusammenstürzen und dann gänzlich zerstäubt werden sollten, harrete Madelaine von Albigny und ihre Mutter der baldigen Rückkehr des Vaters, nicht wissend, wie herzzerreißend es in Paris aussah.

Madelaine stand eines Morgens jener schrecklichen Tage sehr frühe auf, um in Gottes schöner und freier Natur ihrer Sehnsucht laute Seufzer verhallen zu lassen, die sie um ihres lieben Vaters willen ausstieß. Sie wollte etwas Trost suchen in dem freundlichen Anblick der harmlosen, friedlichen Schöpfung, und ihre Bitten der Gegend zusenden, wo ihr treuer Vater weilte, um ihn durch unsichtbare Blicke und der Luft vertraute Worte auf sein Schloß Rochefort zurückzurufen.

Die Sonne ging eben auf, als sich das unschuldige Wesen auf einen Hügel setzte, worauf eine Rasenbank zwischen schattigen Kastanienbäumen angebracht war, um die einfache und dennoch unnachahmliche Natur in ihrem feierlichen Sommerkleide zu betrachten.

Welch' ein froher Anblick bot sich hier der reinen Unschuld dar! Madelaine sah vor sich eine weit ausgedehnte, noch halb schlummernde Landschaft. Ein dünner Nebel lag, wie durchsichtiger Flor, über der stillen, menschenleeren Fläche und verbarg die Hälfte der mannigfaltigen Gegenstände, die sich im Halblichte dem Beschauer in bunten und reizenden Gruppirungen allerseits darstellten. Die Gipfel der grünen Wälder und die entfernten Hügel lagen, wie in einer Dämmerung, in schwachgezeichneten Gestalten, in einfachen Schattenrissen, und lechzten nach den Strahlen der Sonne, um aus dem Vorhange der Nebel dem Auge hervorzutreten.

Indeß prangte der östliche Himmel in mannigfaltiger Morgenpracht. Rosenrothes Gewölk umgürtete den halben Horizont; und ein blendender Glanz, gleich dem Glanze vom geschmolzenen Golde, glühete

zwischen den Gewölken. Bald darauf trat die Sonne aus den schimmernden Wolken hervor, und warf die ersten frohen Strahlen auf die erwachende Landschaft. Jetzt zerrissen die grauen Nebel, die wie ein Vorhang die Fläche der schönen Erde bedeckten, und zogen sich hier und dort in kleine Wolken zusammen. Die Gipfel der waldigten Hügel traten hervor, von den ersten Strahlen der Sonne vergoldet; die graue Decke fiel zu ihren Füßen hinab und wallte gleich einem Rauche über dem Thale. Die Haine standen in frischer Schönheit empor, und goldene Thautropfen schimmerten wie Goldperlen auf ihren feuchten Blättern, mit welchen ein sanfter Morgenwind spielte. Die Bächlein schlugen sich unter einem durchsichtigen Dampfe durch die Thäler; und hie und da wallte ein kleines Gewölk über dem Felde.

Aber bald erschien ein Gegenstand nach dem andern; die bunten Gestalten entwickelten sich, die Nebel verschwanden und jetzt lag die ganze Fläche in ihrer tausendfachen Schönheit vor ihren Augen. Welch' herrlicher Anblick! Tausend blitzende Thautropfen, von der Sonne vergoldet, zitterten auf dem gebogenen Grase. Zu ihren Füßen murmelte ein eilfertiges Bächlein, und eilte durch wankende Sommerblumen und grünes Schilfrohr in's Feld. Hier dehnte sich ein vertieftes Thal aus, wo brüllende Rinder im hohen Grase wadeten; dort bildete ein tausendjähriger Wald eine ehrwürdige Dunkelheit. Ein sanfter Wind lief lieblich säuselnd über die theils grüne, theils ährengelbe Ebene, und von ihm her flossen Wogen über den wallenden Teppich der Natur. Die wankenden Aehren des Feldes schlugen mit angenehmen Gelispel

an einander, und lange, unabsehbare Felder schienen, gleich einem bewegten Meere, zu wallen.

Begeisternde Gerüche aus tausend Blumen, die jetzt am Morgensonnenstrahle ihre geschlossenen Kelche eröffneten, dufteten der guten Madelaine in jeder Luft entgegen, die sie anhauchte.

Madelaine betrachtete in heiliger Unschuld und mit inniger Ruhe und Freude der Seele diese schöne Landschaft. Reichthum und Schönheit schienen ihr gleich verschwenderisch über die weiten Fluren ausgegossen. Goldenes Getraide, die Hoffnung nnd Freude des fleißigen Landmanns und emsigen Schnitters, versprach hier dem Fleiße die Schätze des Jahres; und dort hob der Herbst über Gebüsche, Aehren und Hecken sein fruchtbeladenes Haupt empor.

„Für wen ist dieser Reichthum?“ sprach die holde Tochter des Herrn von Albigny, — „für wen sind diese mannigfachen Schönheiten erschaffen? Die Heerde, die dort friedlich im Thale weidet, und ihre Dankbarkeit brüllet für die Fülle, welche Gottes unendliche Allgüte für sie ausgesäet und gepflanzet hat, genießt nur einen sehr kleinen Theil von Allem, was die Erde in ihrem Schooße trägt. Wie zufrieden irret diese Heerde durch die Kräuter des Thales! Wie scherzet der Vogel unter den Zweigen des Waldes, und singt frohe, dankbare Töne! Ist nur der Mensch unzufrieden? Hat der Schöpfer diese Welt so schön, so reich erschaffen; hat er dem Menschen Alles unterworfen, um ihn unglücklich zu machen? Ist dieses die Welt, worin man unglücklich seyn kann? Und dennoch sind die Menschen so unzufrieden; überall ertönen Klagen und Murren gegen Gott und seine weise

Weltregierung, gegen die weltlichen und geistlichen Obrigkeiten, und wilde Empörung gegen das Gesetz. O, wie ungerecht sind solche Menschen!"

„O Vater! du bist jetzt in des dumpfen Städters Sklaverei! Die Mauern bergen dich wie eine Todtengruft, du kannst des Morgens Lüfte nicht athmen in Gottes freier Natur, nicht athmen den Duft der Wiesen! O wärest du bei deiner Madelaine, welch' schönes Morgenlied würde ich dir jetzt singen! Doch du bist ferne — ferne — wann wirst du wieder dein harrend Kind an dein Herz drücken? Wüßtest du, wie sehr deine Tochter nach dir sich sehnet, du würdest die traurigen Mauern von Paris verlassen, und auf unser so freundlich gelegenes Schloß zurückkehren!"

Fünftes Kapitel.

Die Trauerkunde.

„Es gibt eine gewisse grämliche Gewohnheit zu weinen, es gibt Thränen des kindischen Eigensinns, Thränen, die durch Kunst hervorgepreßt werden; lauter häßliches Sumpfwasser! Aber schön ist die Thräne wahrer Empfindung und sanften Mitgefühls; sie erquicket das Herz, wie der Abenthau nach des Tagesgluth die Pflanzen.“ Demme.

Mit solchen Betrachtungen und Gedanken erfüllt, kam Madelaine in das Schloß zurück, um ihre Mutter zu einem Spaziergange zu bewegen, da diese seit ihres Gatten Abwesenheit das Schloß nicht verlassen hatte, sondern meistens in den Zimmern und Gängen sich verweilte, wo Albigny gerne gewohnt und gewandelt. Allein wie erschrak die gute Tochter, als sie ihre Mutter in Thränen zerflossen auf dem Sopha sitzen sah! Sie eilte auf sie zu, umhalsete sie, fragte sie um die Ursache ihrer Thränen, und weinte mit ihr, ohne noch zu wissen, warum die liebe Mutter vom Schmerz gebeugt den Thränen freien Lauf ließ.

„O gutes Kind!“ hub endlich die Mutter an, „seit einer Stunde hat sich in der Umgegend das traurige Gerücht verbreitet, daß der aufrührerische und blutdürstige Pöbel den König in den Tuillerien angegriffen und unter seinen Getreuen mit gräßlichem Blutbade gewüthet

habe. O wie wird es deinem Vater, wie meinem theuern Gatten ergangen seyn! Er ist der treueste Anhänger seines Königs, und wehe Allen, die jetzt demselben noch ergeben sind."

„O mein Vater, mein lieber Vater!" weinte Madelaine, „wirst du wohl gerettet worden seyn? O, vielleicht ist deine edle Seele unter den Morddolchen in das bessere Leben hinübergeflogen. O Vater, deine Treue gegen unsern gesalbten König hat mich wahrscheinlich schon zu einer Waise gemacht? Du warst gewiß keiner der Letzten auf dem Kampfplatze für den Thron, für einen untergrabenen, wankenden Thron, gegen welchen die zahllose Bevölkerung einer großen Hauptstadt, ja eines ganzen Reiches empört anstürmte. O Mutter, o liebe unglückliche Mutter! ich sehe die blutigen Gestalten der Unmenschen, welche von den schrecklichen Häuptern der Revolution besoldet, den Mord als ein einträgliches Handwerk treiben, und in deren Hyänenherzen kein Gefühl der Erbarmung lebt, welche weder die Blüthe der Jugend, noch den Schnee des Greisenhauptes achten und schonen. O Vater! vielleicht schleppt dich in diesem Augenblicke, wo Tochter und Gattin um dich jammern und weinen, eine Rotte dieser Verworfenen, dieses Abschaums der Menschheit, mit gezückten Dolchen dein edles Herz durchbohrt, oder mit Piken zerfleischt, das Haupt vom Rumpfe getrennt, durch die mit verstümmelten Leichen von Unglücklichen besäeten Straßen von Paris, und verhöhnet dich noch im Tode mit höllischem Triumphgebrülle!"

Ergriffen von diesem schrecklichen Ahnungsbilde und tief erschüttert durch die Schreckensbotschaft, klam-

merte sie sich, um nicht umzusinken, an das hohe, zierlich gearbeitete Eisengitter des Balkons fest, und seufzte und schluchzte: „Wird deine liebende Tochter dich wohl wieder grüßen, Vater? Werde ich dich wieder umarmen? O Gott, nimm, ich bitte dich, recht bald diese Bürde solcher Ungewißheit von meinem belasteten Herzen! Ich erliege derselben, wenn nicht du mir das Räthsel lösest."

Mit diesen Worten umhalsete sie die weinende Mutter, und schaute sie gleichsam fragend an, als wollte sie aus ihren Augen den Trost lesen, daß ihr Vater noch lebe, und sie ihn wieder sehe.

Ueberlassen wir es dem lieben Vater im Himmel", stöhnte die Mutter; „vertrauen wir auf Gott, und ergeben wir uns in seinen heiligen Willen, ohne den kein Haar von unserem Haupte fällt; kleidet ja Gott die Lilien des Feldes und speiset die Vögel des Himmels; warum sollte er unser nicht gütigst gedenken. Sein heiliger Wille geschehe! Was er thut, ist zu unserm Besten gethan!"

„Ja! sein heiliger Wille geschehe!" antwortete die Tochter.

Sechstes Kapitel.

Der Vater lebt.

„Macht euch gefaßt auf Alles, und nehmet es an, wie es kommt. Und vertraut bei dem Allem dem Weisen und Gütigen, der das Schicksal lenkt. Er regiert wie bisher mit Treue und Liebe, Was er sendet, ist Segen.- Nichts kommt von Ungefähr, es ist kein Zufall im Leben, und wo Unordnung und Verwirrung erscheint, da wirket verborgene Weisheit. Arndt.

Schon hatte der Strahl der scheidenden Sonne so sanft, als wie bei ihrem Erwachen, die Gipfel der Berge geküßt, und die Sonne nach schön vollbrachten Tagewerke die Laufbahn beschlossen. Sie hatte gesegnet, erquicket, erwärmt und belebt, und nun mit Majestät sich hinter die Gebirge geneigt, indeß noch lange nach ihrem Scheiden ihr Nachglanz an den vergoldeten Gipfeln wolkenstrebender Felsen strahlte. Aber das Herz des Fräuleins von Albigny hatte sie nicht erheitert, und der Mutter Trost hatte nur eine bange Ahnung gesteigert. Da unterbrach ein dumpfes Geräusch aus der Ferne plötzlich Madelainen's Klagen. Sie ermannte sich, raffte sich schnell auf aus ihren Klagen, warf horchend die schönen blonden Haarflechten über ihre Schultern zurück, und beugte sich hinaus über das hohe Geländer, von welchem man in die

Lindenallee hinabsehen konnte, welche nach der Straße nach Paris führte. Bald vernahm sie das Traben eines Pferdes. Immer näher und näher donnerten die Hufschläge, immer lauter und vernehmlicher wurde das Schnauben des Rosses, welches die Lindenallee herauftrabte. Madelaine, voll banger Erwartung, riß die Glasthüre auf und stürzte zu ihrer Mutter in's Zimmer mit dem Ausrufe: „Charles kommt!"

Die mit Eisen beschlagenen, eichenen Thorflügel knarrten. Der getreue Charles war im Schloßhofe, und stieg von dem müden Pferde, das vom Schweiße triefte. Mutter und Tochter harreten sehnsüchtig des Schicksalsboten, der bereits die Treppe herauf eilte. Madelaine öffnete die Zimmerthüre und rief dem Ankommenden entgegen: „Du allein, Charles? Wo ist mein Vater? Bringst du uns Tod oder Leben? Charles sprich!"

„Leben, Fräulein Leben!" versetzte tief aufathmend der Diener; „der Herr Baron ist unverletzt, unversehrt, und wenigstens für diesen Augenblick gesichert gegen die Wuth des Pöbels und gegen die Dolche der Mörder, die zahllos sind."

„Dank euch, ihr schützenden Engel Gottes, die ihr meinen Gemahl schirmend umschwebet!" stammelte die Freifrau, indem sie ihre zitternden Hände zum Himmel emporfaltete.

„Dank dir, Himmel!" schluchzte Madelaine, indem sie ihrem gepreßten Herzen Luft machte, „Dank dir, Vater der Menschen, daß du meinen Vater mir erhälst! Allgütiger, erhöre das Gebet deines Kindes, wie du es bisher in deiner Allerbarmung erhöret hast!"

„Ja wohl, Dank, tausendfachen Dank der rettenden Allmacht!" stimmte Charles ein. „Es ist gewiß ein Wunder des Himmels, daß mein Herr, daß ich, ja daß nur Einer von den treuen Anhängern unseres unglücklichen Königs noch lebt. O, es war eine fürchterliche Nacht, es war ein schrecklicher Tag!"

„Kommt, guter Charles," sprach jetzt die Freifrau, „folget uns in das anstoßende Gemach, nehmet da Erfrischung, deren Ihr gewiß bedürfet, und erzählet uns genau Alles, was ihr wisset, von den Schrecknissen dieser Tage, bringet uns gute Kunde von meinem Gemahl!"

„O der entsetzlichen Tage!" begann Charles, „welche das herrlichste aller Fürstenschlösser Europen's in eine mit Blut überschwemmte Mördergrube verwandelten. Doch vernehmet und bebet nicht zurück, wenn Ihr Dinge höret, vor denen jedes menschliche Gefühl zurückschaudern muß."

„Es war am zehnten August früh Morgens, als das Geheul der Sturmglocken von den Thürmen herab über das erschreckte Paris erdröhnte. Auf dieses Unheil verkündende Zeichen eilte mein tapferer Herr mit Pistolen bewaffnet in die Tuillerien. Ich war sein Begleiter. Die ritterliche Parole: „Eintritt für den Adel Frankreichs!" öffnete uns sogleich eine der Pforten. Wir fanden die Vorhöfe und Gänge des königlichen Schlosses von den eben so tapfern, als zuverlässigen Schweizergarden besetzt. Um die schwer bedrohte, ängstliche Königsfamilie hatten sich die Hausbedienten versammelt, und die traurigen Ueberreste der royalistischen Partei, in lichten Häufchen, geschaart."

„Allein selbst der Anblick der ohnmächtigen, mit

wenig Munition versehenen Leibwache erregte mehr Niedergeschlagenheit als Vertrauen, welches in diesen entscheidenden Stunden so nöthig war. Statt der Hunderttausende von Kriegern, deren Waffen vordem in Zeiten der Gefahr schirmend Frankreich's Könige umblinkten, stritt für den unglücklichen Ludewig jetzt nur ein armseliges Häuflein wehrloser Knaben; kaum dem Kindesalter entwachsen, Greise, deren Kraft unter der Last der Jahre gebrochen war, Männer von bürgerlichen Aemtern, welche heute zum ersten Male das Schwert führten, und Wenige von Adel. Rappiere, Hirschfänger, Pistolen, wenige Schwerter, die Waffen der Schweizergarden ausgenommen — dieß waren die Waffen, womit die kleine, aber entschlossene Schaar den Musketen und der gut versehenen Artillerie der übermächtigen Rebellen Widerstand leisten wollte. Die wenigen Getreuen in der Stunde der Gefahr, wo es Thron und Leben galt, fühlten nur zu gut ihre Ohnmacht, sahen nur zu gewiß das Entsetzliche voraus, daß sie in dem ungleichen Kampfe unterliegen mußten. Aber Keiner von ihnen verließ feig seinen König. Konnten sie nicht siegen, so wollten sie wenigstens in getreuer Erfüllung ihrer Pflichten sterben." Noch wenige Minuten, da vernahmen wir von der langen Straße herauf einen wirren, wilden Lärmen. Dieser verkündete uns die Ankunft des gräßlichen Feindes. Unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Tyrannen!" besetzten die Empörer alle Zugänge zu den Tuillerien und pflanzten, unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen die königliche Familie, ihre herbeigeschleppten Kanonen auf. Der König und die Königin standen am Fenster und sahen voll der Unruhe die zahlreiche Armee,

welche gegen sie anrückte. Die Schweizergarden wichen bald vor der Ueberzahl aus den Vorhöfen in das Innere der Gebäude zurück."

„Zwar bewies der König in dieser drohenden Gefahr vielen Muth, aber es war nicht der Muth eines kräftigen, heldenmüthigen Widerstandes, den eine so verzweifelte Lage erheischte, sondern der Muth frommer Ergebung in sein Schicksal, das er selbst hätte abwenden können. Denn hätte er sich an die Spitze seiner Getreuen gestellt, hätte er einen kühnen, eines Königs würdigen Schritt gegen das aufgereizte Volk gezeigt, so wäre seine Sache zweifelsohne gerettet worden. Die heldenmüthige Königin suchte ihren Gemahl zu einem festen, entschlossenen Benehmen zu bewegen; sie riß selbst eine Pistole aus dem Gürtel des alten d'Affry, und drückte sie mit rothgeweinten Augen dem Könige in die Hand, sprechend: „Sire, jetzt ist der Augenblick da, wo Sie sich zeigen müssen." Allein vergebens! Ludwig that Nichts, seine Anhänger zu ermuthigen und die Rebellen zu schrecken. Zweideutige Freunde, diese Grube in der Gefahr, thaten dem Könige endlich den Vorschlag, er solle sich aus dem Pallaste entfernen und sich dem Schutze der Nationalversammlung anvertrauen. Dieser scheinbar gute Rath, der das drohende Blutvergießen hindern sollte, gefiel dem nur allzugütigen Monarchen. Er ließ sich, alles Widerstrebens von Seite der Königin und der Minister ungeachtet, zu diesem verderblichen Schritte bereden, und vollendete dadurch den Sturz seines wankenden Thrones."

„O, da sprach mein Herr zu mir, und er hatte Recht: „Charles, der König wirft sich in die Arme

seiner erbittertsten Feinde. In diesem Augenblick ist die Herrschaft der Bourbonen in Frankreich zu Ende gegangen."

„So zog der König mit seiner Gemahlin, seiner Schwester, seinen Kindern, der Prinzessin Lamballe und Frau von Tourzel durch die langen Reihen von Zimmern seines Schlosses und durch die dichten Haufen aller Derjenigen, die gekommen waren, ihn zu vertheidigen und vor der Gewalt des Pöbels zu schützen. Die unglückliche Familie ging die Treppen ihres Palastes hinunter und machte den sauren Weg nach dem Sitzungshause der Repräsentanten. Schritt vor Schritt verfolgte die königliche Familie und uns, die wir dieselbe begleiteten, der Pöbel mit den schrecklichsten Drohungen und Verwünschungen. Eine Bedeckung von dreihundert Schweizern und Nationalgrenadieren war nur mit der äußersten Anstrengung im Stande, die königliche Familie und ihr kleines Gefolge gegen thätliche Angriffe zu schützen. Mehr als ein Bösewicht erfrechte sich in seiner Tollkühnheit, in seiner Raserei, das Gewehr auf seinen Fürsten anzulegen. Der Königin wurden Uhr und Schmuck vom Leibe gerissen. Eine Rotte wüthender Marseiller drängte sich mit solchem Ungestüm an die zitternden und zagenden Flüchtlinge heran, daß mein Herr und ich von unsern Gefahrgenossen abgeschnitten wurden. Zum Glück geschah dieß kaum vierzig Schritte vor der Treppe der Tuillerien. Wir waren im Stande, uns durch die wüthenden Empörer durchzuschlagen und den Palast wieder zu erreichen. Anfangs waren wir der gewissen Meinung, der König sey im wilden, wogenden Getümmel umgekommen; aber bald erfuhren wir zu unserer

innigsten Freude, daß er glücklich die Nationalversammlung erreicht habe; und dieß war doch wenigstens ein schwacher Schimmer des Trostes und der Hoffnung für uns."

„O mögen die Guten gerettet bleiben!" unterbrach Madelaine, welche sehr aufmerksam zugehört hatte, den Erzähler. „Doch wie erging es nun meinem Vater? Fahre fort und bringe mir gute Kunde!"

Siebentes Kapitel.

Dankbarkeit.

„Die Treue der Freundschaft wird nur in mißlichen Umständen geprüfet, was alsdann geschieht, verräth ein standhaftes Wohlwollen, denn wer einen Freund im Schooße des Glückes ehrt, scheint mehr ein Schmeichler, als ein wahrer Freund zu seyn.“ Valerius.

Charles fuhr in seiner Erzählung fort: „Wir waren kaum einige Augenblicke im Schlosse zurück, da verkündete ein heftiges Gewehrfeuer und der Donner der Kanonen, daß das königliche Schloß von den wüthenden Haufen der Aufrührer angegriffen sey. Mein Herr fühlte jetzt keinen Beruf mehr, die Mauer zu vertheidigen, die sein König verlassen hatte und schickte sich an, den Kampfplatz zu verlassen. Wir suchten durch einen geheimen, verborgenen Gang, der nur den Vertrauten des Königs bekannt war, den Mördern zu entrinnen, welche alle Personen, die sich in dem Schlosse befanden, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Geschlechtes, niedermetzelten, und mit Jubel und teuflischer Schadenfreude zusahen, wie überall Blut floß, überall verstümmelte und nackte Leichname sich häuften, indeß ein Haufen Weiber, welche den Mördern nachfolgte, mit Dolchen alle diejenigen noch einmal durchbohrten, die durch Zuckungen verriethen,

daß die unschuldigen Opfer noch nicht ganz todt waren."

„Glücklich hatten wir bereits, ohne von Jemand verfolgt zu werden, die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der Herr Baron plötzlich wie vom Blitze getroffen stehen blieb und mir zuflüsterte: „Charles! wir sind verrathen und verloren."

Bei diesen Worten des Dieners entfuhr der Frau von Albigny ein tiefgeholter Seufzer. „Verloren!" wiederholte sie dem Erzähler wehmüthig, „ach Etienne, ich sehe dich nimmer!"

„Vernehmet nur weiter," fuhr Charles fort, und denket nicht gleich das Aergste. — „Dort kommt uns der Erzjakobiner Camille entgegen", flüsterte mein Herr weiter, — und mit diesen Worten ergriff er seine Pistolen und richtete die Mündung derselben auf den heranschreitenden Feind des Königthums und seiner Anhänger. Doch dieser rief dem Zielenden laut zu: „Keine Gewalt, Bürger Albigny! es würde Euch zu früh reuen, einen Freund getödtet zu haben."

„Ihr nennt Euch unsern Freund?" entgegnete mein Herr, wie aus den Wolken gefallen; denn wie sollte er an dem Erzjakobiner einen Freund finden, der jeden Adeligen haßte und verfolgte?"

„Ich bin Euer Freund, seyd dessen versichert," fuhr Camille fort, fürchtet nicht die rothe Mütze, welche meinen Kahlkopf bedeckt und die man das Abzeichen der Revolutionäre nennt. Bürger Albigny, ich habe und werde nie vergessen, daß Ihr in den Tagen Eures Glückes mein Wohlthäter gewesen seyd, daß Ihr mich so freundlich und kräftig unterstütztet mit Rath und That, als ich wider den ungerechten Willen

einiger Günstlinge des Hofes mein so bedeutendes Fabrikgeschäft gründete, durch welches ich in kurzer Zeit ein wohlhabender Mann geworden bin. Camille ist gegen seine Wohlthäter nicht undankbar, und seine rothe Mütze darf Euch nicht schrecken."

„Bürger Camille," antwortete mein erstaunter Herr, „darf ich Euern Versicherungen glauben, darf ich mich Euch überlassen?"

„Dessen seyd versichert," erwiderte der redliche Camille, der gefürchtete Deputirte des National-Convents.

„Nun so nennt mir einen Ort," fuhr der Herr Baron fort, „wohin ich mich in dieser dringenden Gefahr, die über meinem Haupte schwebt, retten kann. Schon merke ich aus dem zunehmenden Getöse über uns, daß eure Republikaner das Schloß genommen haben."

„So kommet nur in mein Haus," versetzte tröstend der dankbare Camille; „da wird Euch keine Rothmütze suchen, und Ihr selbst werdet Euch wohl hüten, ihnen freiwillig in die Dolche zu laufen."

„Wir dankten dem gütigen Himmel, daß er uns von den zahllosen Feinden gerade diesen Edelmüthigen in den Weg gesendet hatte, und wir folgten ihm von neuer Hoffnung erfrischt. Doch befahl er uns noch, zuvor die weiße Kokarde, das Zeichen der Royalisten, abzunehmen und dafür die dreifarbige auf unsere Hüte zu stecken. Wir thaten es gerne, denn das Leben war jetzt einen solchen Wechsel werth, nachdem die Sache des Königs verloren, durch ihn selbst verloren war. Wüthende Menschen, die Gesichter von Pulver geschwärzt, die Hände und Waffen von Menschenblut

triefend, zogen Bande an Bande an uns vorüber; allein geschützt durch das Abzeichen erreichten wir ungestört und unverletzt Camillen's Haus.

„Gott sey Dank!“ betete Madelaine, „nun ist der Vater gerettet, nun sehen wir ihn wieder; er wird wohl bald zurückkehren? Nicht wahr, Charles, er folgt Euch schon in wenigen Tagen nach? Welche Nachricht gab Euch der Vater an meine Mutter und mich? Sprecht!“

„Erholet Euch ein wenig, guter, getreuer Diener,“ sprach die Freifrau; „und wenn Ihr etwas Erquickung genommen, dann erzählet weiter!“

Achtes Kapitel.

Der Abschied von der Heimath.

„Groß ist, wer das furchtbare überwindet, erhaben ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet. Groß kann man sich im Glück, erhaben nur im Unglück zeigen.“ Schiller.

Nach einer kurzen Erfrischung fuhr Charles in seiner Erzählung also weiter: „Als der Herr Baron sich in dem Hause des dankbaren Camille's in guter Sicherheit befand, war es seine erste und angelegenste Sorge, die Seinigen von seiner Lage zu benachrichtigen, und sie wenigstens so weit zu trösten, daß ihm die Hoffnung nicht benommen sey, wieder unter dem Schutze des Himmels zu ihnen heimzukehren. Doch drei Tage lang durfte und konnte ich Paris nicht verlassen, und der Herr Baron durfte es nicht wagen, aus seinem Versteck hervorzugehen, um ja nicht erkannt zu werden. Denn drei Tage gewährte Paris einen schrecklichen Anblick, besonders an den Orten, wo das Blutbad am größten gewesen war. Alle Läden, Fenster und Thüren waren geschlossen, die Straßen voll von bewaffneten Männern und Weibern, die ihre blutenden, und in Blut getauchten Siegeszeichen trugen, oder auf den nackten Leichnamen sitzend aus silbernen Nachttöpfen die köstlichsten Weine des königlichen Kellers tranken, während das Blut in den Höfen des Schlosses über das Pflaster hinfloß, und mit

dem ausgeschütteten Wein sich vermischte. Einige, welche aus übertriebener Trunkenheit fast ohne Bewußtsein waren, tappten noch immer nach ihren vom Blute triefenden Säbeln herum, und wälzten sich in den Folgen ihrer Unmäßigkeit. Man sah hie und da Knaben und Mädchen, welche in die Verbrechen ihrer Eltern eingeweiht wurden, und sich um einen Kopf, einen Arm, ein Stück Fleisch oder den Rest einer Schweizerkleidung, die man unter sie warf, herum zankten. Der Carousselplatz war einem großen Ofen ähnlich. Wer von dieser Seite in den Palast wollte, mußte durch zwei lange Gebäude, die von einem Ende bis zum andern in Flammen standen, gehen, und auf brennenden Beinen oder auf zerstückelte Körper treten."

„Der Palast stellte ein zweites fürchterliches Schauspiel dar. Er war von den Kanonen der Rebellen stark, obgleich nicht wesentlich, beschädigt; seine Fenster waren zerschmettert, und ein Theil seiner zertrümmerten Staffirung hing noch an ihm herab. Aber nichts konnte empörender seyn, als der Anblick, welchen der Eingang, die Treppe, die Kapelle und alle Zimmer gewährten. An den Wänden klebte das Blut, welches die Mörder durch das Abwischen ihrer davon triefenden Hände hinangeschmiert hatten. Das Getäfel war zerbrochen und von den Gemälden, Gläsern, Spiegeln und allen andern Zierrathen konnte man nur noch die Trümmer erkennen. Die Fußböden waren mit verstümmelten, mit nackten Leichnamen, mit Gliedern, die man vom Körper abgesondert hatte, mit zerbrochenen Armleuchtern, Flaschen und Ueberreste von Seide, Atlas, Leinwand und dergleichen bedeckt. Die Garderoben

des Königs und der Königin hatte man geplündert, und die Kleider theils weggenommen und unter den Pöbel vertheilt, theils unter die Trümmer der zerschlagenen Effekten geworfen."

Das Thor des Palastes, welches nach dem Garten führt, füllten mehrere Haufen Leichname von Menschen an, die man hier gemordet hatte, als sie ihr Heil auf der Flucht suchten. Auf allen Spaziergängen des schönen Gartens, in den Bassins, am Fuße einer jeden Statue und beinahe eines jeden Baumes traf man verstümmelte Gliedmaßen an, die selbst nach dem Tode auf die unmenschlichste und grausamste Weise zerhackt waren, während von der andern Seite her, um diesem unmenschlichen Schauspiel den höchsten Anstrich des Schreckens zu geben, die hölzernen Hütten der Schweizer, welche in vollen Flammen standen, ihren blaugelben Widerschein auf die mit todten Körpern angefüllten Karren warfen, welche durch das Volk vom blutgetränkten Schlachtfelde weggezogen wurden."

„Und während dieser Zeit waren die Barrieren, nämlich die Schlagbäume, welche die Stelle der Thore vertreten, von den Jakobinern sorgfältig geschlossen und bewacht, damit ihnen ja keines der ausersehenen Schlachtopfer entkam. Erst heute Morgens war es mir möglich, die blutbefleckte Stadt zu verlassen, um Ihnen, holde Frau und gnädiges Fräulein, Nachricht von Ihrem Gatten und Vater zu überbringen. Der edle Herr läßt Ihnen zugleich nachdrücklich melden, daß Sie sich beeilen, Frankreich in kürzester Zeit zu verlassen, und ihm nach der benachbarten Schweiz voranzueilen."

„Mein schönes, liebes Vaterland verlassen? rief Laura, die Hände ringend, meinem Vaterlande Lebe-

wohl! sagen, wo ich erzogen ward, wo ich meines Lebens schönste Tage verlebte, wo ich wie eine Heimathpflanze wurzle, welche im fremden Erdreich erstirbt? Von dem Boden scheiden, der den Staub meiner Eltern in seinem Schooße birgt, wo jeder Ort mir so frohe Erinnerungen aus meiner Jugendzeit, gleichsam harmonisch mit meinem Herzen, zurückzaubert? Also dich, o Land des Segens, soll ich verlassen, um in fremdem Lande die Erde mit meinen Gebeinen zu düngen, wo keine Mitleidsthräne auf mein einsames Grab fällt? Wo kein Sterblicher mich tröstet, wenn mein Gatte nicht mehr kehrt, wo nicht mehr die gewohnten Gemächer den bekannten Ruf der Sehnsucht und des Glückes wiederhallen? O mich ziehet, mich hält, mich fesselt es mit unaussprechlichen, namenlosen Banden an diesen lieben Boden, den ich Vaterland nennen darf! O liebe Heimath, von deinen Grenzen trenne ich mich nur, wenn die augenscheinlichste Gefahr gleich dem Schwerte des Demokles über meinem Haupte schwebt, und dann, wenn ich dich verlassen muß, will ich noch ein wenig Erde mit mir nehmen, zum Andenken, wie theuer du mir gewesen bist."

„Diese Gefahr," versetzte Charles, „schwebt bereits über Ihrem Haupte. Eile ist nothwendig. In wenigen Tagen wird der Feuerstrom der Revolution auch diese Gegenden erreichen und mit seinem verderbenden, verpestenden Lava bedecken; und dann ist schon der Name Albigny genug, Sie Beide auf's Schaffot zu bringen."

„Aber mein Vater?" nahm Madelaine das Wort; sollen wir ihn seinem Schicksal überlassen, ihn in seinem traurigen Zustande allein dem Ungefähr an-

heimgeben? Verläßt das Küchlein seine Mutter nicht, ruft das noch nicht flicke Vögelein nach seinen Ernährern, und Madelaine soll von ihrem Vater scheiden?"

„Ihn wird Gott schützen, auf den er vertrauungsvoll baut, entgegnete Charles. „Sie können ihm in diesem Zustande nur dadurch die beste Hülfe leisten, daß Sie seinen Willen vollziehen. Mit leichten Flügeln wird er sich der Gefahr entwenden, wenn er seine Theuren, seine Lieben, gerettet und in Sicherheit weiß."

Diese Zwiesprache des treuen und wohlmeinenden Dieners bewog endlich Mutter und Tochter, sich dem heilsamen Rathe des Vaters getrost zu fügen, und sogleich Anstalten zur baldigen Abreise zu treffen.

Ehe vierundzwanzig Stunden im Zeitenstrudel dahingeschwunden waren, standen die nöthigen Wagen schon bepackt im Schloßhofe, und Frau von Albigny und ihre Tochter nahmen Abschied von der lieben Heimath, um in der nahen Schweiz eine Zufluchtsstätte gegen die Verfolgungen der empörten Volksmassen und Revolutionsmänner zu suchen.

Neuntes Kapitel.

Der Fluchtversuch.

„Nicht das Wollen noch das Laufen, sondern Gottes Erbarmung ist es, welche Alles zum Besten einrichtet. Wer auf Gott vertraut, wird nicht verlassen; und wer sich auf seine Kräfte stützet, macht sich unglücklich."

Der ehrwürdige Bruno.

Inzwischen hatte der ärgste Sturm des Gewitters, das in der Nacht vom neunten auf den zehnten August ausgebrochen war, vorübergetobt, und die Unmenschen begnügten sich einstweilen, Gefängnisse mit Unschuldigen zu füllen, und sie seiner Zeit gleichfalls mit Blut zu tränken. Freiherr von Albigny war diese ganze Zeit hindurch unter dem Obdache des dankbaren Camille vollkommen gesichert; denn welcher Sterbliche hätte nur geahnet, daß der Deputirte Camille einen Aristokraten in seinem Hause verbergen, um ihn gegen die Verfolgungen derer zu schützen, denen Camille angehörte? Ehe hätte man sich bereden lassen, daß die Seine in ihren Quell' zurückfließen, die Sonne ihre Bahn umwenden und die Erde Sterne tragen könne, als daß ein Camille der Beschützer eines königlich Gesinnten wäre.

Eines Morgens saß Herr von Albigny traurig und nachdenkend, aber dennoch sein Vertrauen auf

Gott nicht aufgebend, auf seinem Stuhle, auf dem er seit vierzehn Tagen der Vergänglichkeit alles Irdischen gedacht hatte, da trat sein Retter zu ihm mit der Frage: „Warum heute so trübe, Freund Albigny?"

„Bürger Camille," versetzte dieser, „warum soll das Herz nicht trauern, wenn es um das Schicksal von zwei guten Menschen bekümmert ist? Nur ein Vater, nur ein Gatte weiß es, wie es dem um's Herz ist, der die Seinen, die er liebt, vermissen muß."

„Beruhigt Euch, Freund Albigny," erwiederte der redliche Camille, „ich weiß, Ihr trauert wegen Eurer Familie. Doch laßt diese Sorge! Eure Laura und Madelaine sind in Sicherheit."

„O welchen Dank schulde ich Euch, edler Freund, für diese Nachricht!" fuhr Albigny fort; „die Meinen sind gesichert; ich darf Euren Worten trauen, darf also hoffen, dieselben bald wieder zu umarmen?"

„Ihr zweifelt, Freund Albigny?" unterbrach ihn Camille; kennet ihr diese Schriftzüge?"

Bei diesen Worten übergab er seinem Schützling einen Brief, den er eben erhalten hatte.

Albigny griff hastig nach dem Schreiben, und rief voll des Entzückens aus: „Es ist Laura's Hand!" und begann also zu lesen:

Lausanne den 19. August 1792.

Lieber Etienne!

Möge mein Schreiben Dich unversehrt an Deiner Zufluchtsstätte antreffen. Deinem Rathe zufolge haben wir unsere liebe Heimath mit der Schweiz vertauscht. Wir fanden da gastfreundschaftliche Aufnahme und biedere Zuvorkommenheit, wodurch sich diese ein-

fachen Kinder der Alpen schon längst auszeichneten, und wie solche Unglücklichen, die in einem fremden Lande Schutz suchen, nur zu Theil werden kann. Aber wir vermissen, wir entbehren gleichwohl Alles. Denn wie und wo können wir hier glücklich seyn ohne Dich! Eile in unsere Nähe, komm' in unsere Arme, und theile mit uns die Leiden einer freiwilligen Verbannung, die beinahe so hart sind, wie der Tod im Vaterlande. Sage dem edlen Camille in unserm Namen Dank für seine Liebe, womit der Edle einer harrenden Gattin ihren Gemahl, einer liebenden Tochter ihren Vater gerettet und erhalten hat. Gott möge sein Belohner seyn!"

Bei diesen Worten schlich sich eine unwillkührliche Thränenperle über Camille's Wange, und Albigny, der indeß den Brief zu Ende gelesen hatte, drückte das Schreiben an sein freudeschlagendes Herz, küßte es mit seinen Lippen und rief aus: „O Himmel, gönne mir bald das Glück, die Meinen wieder zu sehen!"

„Noch heute könnet Ihr Paris verlassen," sprach Camille; hier ist für den Augenblick keine Gefahr mehr für Euch zu befürchten, denn ich selbst will Euch vor die Thore von Paris geleiten, und Niemand wird an meiner Seite es wagen, Euch nur anzutasten. Nur an der Gränze, welche Frankreich von der Schweiz scheidet, nehmet Euch in Acht, daß Ihr nicht angehalten und einer neuen Lebensgefahr preisgegeben werdet, wo ich euch vielleicht nicht mehr retten könnte."

Albigny dankte dem edlen Freunde, nahm Abschied von ihm, und eilte auf den Flügeln der Sehnsucht den Gränzen der Schweiz zu.

Der Anfang der Reise war glücklich. Ohne von einem Feinde angehalten zu werden, hatte er Pontarlier am Flusse Daux erreicht, und hoffte am morgigen Tage die Gränzen glücklich zu überschreiten.

Schon sah er die hohen Gebirge, das Ziel seiner Wünsche vor Augen. Die Sonne ging zauberhaft nach einem heftigen Gewitter unter. Die Luft hatte sich entladen vom Sturm und Feuer, es war Friede im Reiche über der Erde. In abenteuerlichen Gestalten klommen und wälzten die Wolken sich vom Rücken der höchsten Felsen in's Thal und vom tiefsten Thale hinauf zu den gewaltigen Mauern. Es war für den flüchtigen Wanderer ein eigener Genuß, blos ihre Formen zu beobachten. Diese flüchtigen Massen, keinen Augenblick dieselben; in ewiger Metamorphose ahmen sie bald täuschend ähnlich die Gestalten der Thiere nach, bald rotten sie sich zu Gruppen scheußlicher Riesengestalten zusammen. Bald äffen sie dem Auge menschliche Formen vor; was ihnen aber am beßten gelingt, ist die Nachahmung des Gebirges selbst. Die Sonne lieh ihnen ihr flüssiges Gold und ihren farbigen Glanz; hier säumte sie mit blendendem Schimmer den Saum eines dunkeln Mantels, dort streute sie ihre rothen Strahlen aus und ließ auf Augenblicke durch eine Wolkenschicht ihre vollen Scheiben lachen; hier besprengte sie die blauen Stellen des Himmels mit purpurnen Schäfchen, dort stickte sie ihr farbiges Band, den Regenbogen. Auf der himmlischen Au hob es sich hervor, wie ein ästiger Granatbaum mit farbigen Blättern und Blüthen, dort schwamm es durch's Azurmeer, wie ein großer Goldfisch mit glänzenden Schuppen und Flossen; oder es zog sich wie ein

glühender Lavastrom gen Himmel, oder wie eine unendliche Ader von gebändertem Achat und blendendem Metall in blauem, ehrnem Schacht. Einen Augenblick noch und die Sonne sank lächelnd hinter Berg und Wolken. Bald herrschte Todtenstille am Himmel, wie das feierliche Schweigen, wie eine lange Pause zwischen den Harmonie'n der Sphären, als stimmte die Leier am Himmel ihre Saiten, als wollte der nächtliche Schwan das Schweigen brechen und anstimmen seinen Schwanengesang. Die Sternschuppen zogen glühend ihre Bahnen und fielen erlöschend in den Schooß des Gebirges. Von den Schneegipfeln löseten sich im jähen Sturze Lawinen und rollten über Klippen und Schlünde in den Schacht der Schatten. Krachend erbebten vom Echo die Rippen der Erde; leuchtende Blitze leckten mit gespaltener Zunge die Eiswellen der Gletscher und die Schenkel der Felsen; murrend züngelten sie hervor aus dem Bauche schwerer Wolken. Der Mond spannte sein silbernes Netz über den kräuselnden See, wölbte seinen Regenbogen und flocht schimmernde Fäden durch die schwarzen Schatten der Fichte; die Weste wehten durch die Rosen des Felsens, und die Nadeln der Tannen säuselnden in rauschender Mitternacht. Herr von Albigny sandte heiße Wünsche der grüßenden Sehnsucht hinüber jenseits der Berge, wo seine Gattin und Tochter mit bangem Herzen seiner harreten, und welche er bald zu überraschen hoffte.

Allein seine Hoffnung schien auf einmal vereitelt, er erfuhr nämlich zu seinem großen Bedauern, daß die republikanischen Soldaten in starken Abtheilungen die Gränze besetzt hätten, jeden Verkehr mit dem Auslande hinderten und jeden Wanderer, der ihnen nur

etwas verdächtig schiene, gefangen nähmen und dem Blutgerichte überlieferten. Er faßte daher den Entschluß, bis zum einbrechenden Abend in Pontarlier zu verweilen und dann erst seine Reise fortzusetzen.

Zu Albigny's Freude war ein Landmann aus der Umgegend in dem Hause, wo jener eingekehrt war, der, mit der dortigen Gegend bekannt, sich gegen eine geringe Summe erbot, dem Flüchtlinge als Führer zu dienen, und ihn auf einem nicht sehr bekannten Fußpfade über die gut bewachte und besetzte Gränze zu geleiten. Zudem war Albigny so vorsichtig, seine Kleidung, die ihn je hätte verrathen oder nur verdächtigen können, abzulegen, und sie mit einem einfachen Gewande eines schlichten Landmannes zu vertauschen. Und dies war ihm ein Leichtes; denn gern gab man ihm für seine kostbare Kleidung ein wohlfeiles, leinenes Gewand, deßgleichen Herr von Albigny noch nie an den Leib gebracht hatte, und wodurch er lernte, daß auch unter einem schlechten Gewande eine edle Seele wohnen könne, und eine solche nicht allein unter Purpur und Seide zu suchen sey.

Der Mond erschien bereits am Himmelszelte. Der Landmann nahm Anstand, bei Mondeshelle diese gefährliche Reise zu unternehmen, und rieth, lieber abzuwarten, bis diese nächtliche Leuchte verschwunden wäre. Doch Albigny, der so vielen und so großen Gefahren entronnen war, hoffte dießmal auch einer kleinern zu entgehen. Er vergaß der Warnung Camille's, achtete nicht das Abrathen seines Begleiters, sondern bestand darauf, sogleich der gefährlichen Gränze zuzueilen, möge kommen, was da wolle. „Mein Glück

wird mich an der Schwelle meines Zieles nicht verlassen!" rief er vertrauungsvoll seinem Begleiter zu.

Noch waren sie keine Stunde gegangen, als sich der Himmel abermals in schwarze Nacht hüllte, und ein wildes Regengewitter anbrach. „Nun sind wir geborgen sagte hoffnungsvoll Herr von Albigny; jetzt werden die Wachen sich wohl zurückziehen und uns in Frieden gehen lassen."

„Gott gebe es!" flüsterte der Begleiter, dem es nicht gar wohl zu Muthe war, aber dem wenigstens die gute Belohnung so viel Muth verliehen hatte, den Flüchtling über die Gränze zu begleiten.

Gegen Mitternacht, wo das Dunkel immer mehr zunahm, wurde der Weg rauh und steil, und der Regen nahm so überhand, daß die Flüchtlinge mit jedem Schritt Gefahr liefen, Hals und Beine zu brechen. Allein sie achteten weder der Lebensgefahr, noch des steilen Pfades, sondern arbeiteten sich rüstig vorwärts. Schon vernahmen sie, — welche Freude und Hoffnung — das tröstliche Rauschen des Baches, der an der Gränze dahinströmte, als plötzlich ein donnerndes „Wer da!" sie erschreckte.

Zu spät erkannten sie nun, daß sie im Dunkel der Nacht auf einen feindlichen Wachtposten gestoßen waren. Der Begleiter des Herrn von Albigny hoffte dessen ungeachtet den Soldaten zu entgehen, und das jenseitige Gebiet glücklich zu erreichen. Zu diesem Zwecke bog er von dem betretenen Wege ab. Allein nun gab die Wache Feuer, und der Blitz des Musketenschusses, der auf einige Augenblicke die Gegend erhellte, vereitelte ihre List. Sie waren entdeckt und verrathen, daß sie Flüchtlinge seyen.

„Ergreifet sie!“ befahl eine barsche Stimme, und von allen Seiten stürzten Bewaffnete herbei und umringten den Herrn von Albigny. Der Landmann, der mit dieser Gegend und der ganzen Oertlichkeit besser vertraut war, und manchen Schlupfwinkel kannte, hatte sich in eine nahe Felsenschlucht hinabgelassen, und so den Augen und Händen der fürchterlichen Häscher sich entzogen.

Fluchend und tobend zogen nun die Soldaten mit dem Einen Gefangenen davon, und bewachten ihn strengstens bis zum Anbruche des morgenden Tages, um ihn dann nach Pontarlier zu bringen.

Herr von Albigny gab indeß das Vertrauen nicht auf, auch dieses Mal den Händen der Grausamen zu entgehen.

Er glaubte nämlich, durch seine Verkleidung geschützt zu seyn. Dazu nahm er, um desto weniger erkannt zu werden, auch die Sprache und Einfalt eines schlichten Bergbewohners an.

Doch das Schicksal, das Unglück wollte es anders. Als er nämlich am andern Morgen abgeführt, und Nachmittags nach Pontarlier zurückgebracht wurde, befand sich da unter dem Haufen der neugierigen Zuschauer, die zusammengeströmt waren, auch ein ehemaliger Diener des Herrn von Albigny, den dieser wegen mehrerer Diebereien und anderer schlechten Streiche des Dienstes entlassen hatte. Dieser Mensch, welcher dem edlen Manne so viel Dank schuldete, erkannte sogleich seinen ehemaligen Herrn, aber nicht, um ihm eine Schuld abzutragen, sondern ihn undankbar in's Verderben zu stürzen. Ob seiner, wenn auch schonenden Entlassung, Rache dürstend und von den

Ruchlosen Belohnung hoffend, schrie er, daß es weithin gehört wurde: „Ach Herr von Albigny! treffen wir uns so wieder? Ich wünsche Glück zur Reise auf die Guillotine!"

„Herr von Albigny!" riefen die Soldaten; nun so haben wir einen guten Fang gemacht; auf seine Habhaftwerdung ist ein schöner Preis gesetzt. Man feßle ihn doppelt!"

Dieser Befehl wurde sogleich vollzogen, und der verrathene Gefangene sollte wieder an den Ort zurückgebracht werden, wo er vor Kurzem durch Gottes Schutz und eines Freundes Dankbarkeit dem augenscheinlichen Tode entgangen war.

Zehntes Kapitel.

Albigny's Wiederankunft in Paris.

„Die Flucht bewährt den tapfern, das Unglück den wahrhaft weisen Mann."
Der Mönch Maximus.

Unter einer starken Bedeckung wurde nun der Gefangene in Frankreich's Hauptstadt abgeführt, um daselbst von dem Blutgerichte dem qualvollen Tode überliefert zu werden.

Es war der zweite September, jener mit blutigen, unauslöschlichen Zügen in den Büchern der Geschichte aufgezeichnete Tag, den, so wie noch mehrere ähnliche Tage, Frankreich so gerne aus der Geschichte der Menschheit, diesem Weltgerichte, wegwischen und der ewigen Vergessenheit übergeben möchte, wenn nicht das Brandmahl mit Menschenblut aufgedrückt wäre, als die Soldaten mit ihren Gefangenen zu Paris ankamen. Diese Männer, ohne Menschengefühl und Empfindung für fremde Leiden, gewohnt an Blutscenen und die Gewalt des Schwertes, fanden die Stadt in einer seltenen Bewegung. Alle Straßen waren mit Haufen erfüllt, die mit Piken, Prügeln, Gewehren, Dolchen, eisernen und eisenbeschlagenen Stangen und andern Mordwerkzeugen versehen waren. Man sah Männer und Weiber mit aufgestreiften Aermeln, mit Armen, die bis an die Ellenbogen vom Blute geröthet waren, mit Augen, in welchen die wildeste Mordlust

flammte, gleich entfesselten Hyänen und blutdürstigen, heißhungrigen Tigern die Straßen und Gassen auf und nieder rasen.

Einige trugen auf langen Piken blutende Köpfe, deren verzerrte Gesichter traurig anzuschauen waren. Andere schleppten gräßlich verstümmelte Leichname hinter sich her; ja einige entmenschte Ungeheuer prahlten sogar mit Schautragung der noch rauchenden Eingeweide der unschuldigen Opfer. Und dabei erschallte tausendfach der Ruf: „Nieder mit den Verräthern, nieder mit den Feinden des Vaterlandes!“ Dazu wirbelten die Trommeln und heulten die Sturmglocken von allen Thürmen.

Vor der Abtei, wohin die Wache den Gefangenen bringen wollte, waren einige Hundert des niedrigsten, verworfensten Pöbels, theils gereizt und bezahlt, theils der Belohnung hoffend und Rache fühlend, versammelt, und machten hier die Richter und Henker zugleich. Die unglücklichen Gefangenen wurden aus ihren Kerkern hervorgezogen, und auf offener Straße schrecklich ermordet. Mit lachenden Mienen stießen Weiber den Schlachtopfern die Dolche in die Brust und weideten sich an dem Wehklagen und der Todesangst der Sterbenden. Leichen häuften sich auf Leichen, in Strömen floß das Blut, so schrecklich wie am zehnten August, man stand, so zu sagen, im Blut, und die Leichname schwammen in den Blutlachen. Hier sah man einen Kannibalen, dessen Hände vom Blute trieften, und dessen teuflischer Blick nach neuen Opfern grinzte; dort standen Weiber, welche frohlockend die Vorübergehenden zum Schauspiele herbeilockten. Auf keinem Gesichte war Mitleid gemalt. Immer blutgieriger wurden die wilden Gemüther der Mörder.

Diese Wuth, dieser Blutdurst eines entzügelten Pöbels machte selbst auf die Begleiter des Herrn von Albigny wenigstens den Eindruck, daß sie ihren Gefangenen nicht der frechen, mehr als kannibalischen Grausamkeit dieser September-Männer übergeben wollten. Immer dichter umringten sie ihren Gefangenen, um ihn gegen die Pöbelwuth zu schützen.

Der Wagen, auf welchen Herr von Albigny fuhr, bewegte sich nur langsam durch das Gedränge, wo die Arbeit, wie die Henker sich auszudrücken pflegten, gut von Statten ging, und die Aktion im Gange war. In der Nähe der Abtei konnte der Wagen gar nicht mehr weiter. Da rief der Offizier, der die Escadron befehligte, des Schauder erregenden Anblickes müde, laut aus: „Im Namen der freien Nation gebt uns Raum!"

Bei diesem unerwarteten Rufe stutzten Einige und umringten den Wagen. Sobald sie den Gefangenen in der Landmannskleidung erblickten, schrieen sie, schon eines neuen Schlachtopfers gewärtig, voll Mordlust: „Wer ist der Bauer da, und woher kommt er?"

„Ein Aristokrat, ein Anhänger des Königs," erwiderte der Offizier.

„Ein Landesverräther, ein Verletzer der Constitution," schrie der wüthende Pöbel, der nun in Masse sich um den Wagen scharte. „Gebt ihn uns heraus! Wir wollen sogleich Gericht über ihn halten, damit sein Unterhalt nichts koste und er nicht der Hoffnung lebe, der gerechten Strafe zu entgehen."

„Nein!" sagte der Offizier mit starker Stimme, „nur die Nationalversammlung kann ihn richten. Zurück! der Erste, der es wagt, sich zu nähern, um mei-

nen Gefangenen zu entreißen, ist des Todes!" Vorwärts, Kameraden, es lebe die Nation!

„Sie lebe!" wiederholten die Krieger. Das ganze Volk brach in den Ruf aus, und ungehindert fuhr Albigny's Wagen durch die Massen seiner tobenden Feinde. Albigny selbst bewies den größten Gleichmuth, und selbst seine Begleiter waren über einen solchen Heroismus eines Aristokraten erstaunt, der durch keine Miene einen Kleinmuth oder feige Furcht verrieth, dessen Seele im Unglücke sich gleich groß blieb, und vor dem Tode nicht bebte.

Eilftes Kapitel.

Albigny vor Maillard.

„Treu dem König bis zum Tode,
Treu zugleich dem Vaterland;
Ihnen stehet zu Gebote
Stets mein Leben, meine Hand."
G. Waitzmann.

Dem Offizier schien es keineswegs gelegen, in diesem schauerlichen Augenblicke der größten Unordnung und Verwirrung seinen Gefangenen, auf den er ein großes Gewicht legte, dem Kerkermeister der Abtei zu überantworten; sondern er brachte ihn in das Haus, wo die Kommission, welche von der Nationalversammlung mit der Untersuchung der Angeklagten beauftragt war, ihre gefürchtete Sitzung hielt, das heißt, wo die Richter ohne Rücksicht, ob schuldig oder unschuldig, jeden Guten, den sie haßten, weil er gut war, zum Tode verdammten, und wo die Untersuchung nur als Schein, nur als eitel Blendwerk vorgehalten wurde.

Der blutdürstige Bösewicht Maillard, schon seit dem Jahre 1789 berüchtigt, der unempfindlich seinen Bruder im Staube sich winden sah, die Thränen der Waisen wie Milch trank, dessen Ohren das wehklagende Geschrei der Wittwen ein lieblicher, harmonischer Klang war, dessen Name schon Schrecken war, führte den Vorsitz im Tribunal. Der Offizier machte ihm seine Meldung, daß er einen Gefangenen zu überliefern habe.

„Bringet ihn augenblicklich herein,“ jubelte er; ich bin neugierig, die Bekanntschaft dieses verdammten Aristokraten zu machen.“

Albigny wurde nun vor das Schreckenstribunal geführt. Es war schon finstere Nacht. Die Richter, welche in Verdammungsurtheilen rasch fortfuhren, saßen bei dem matten Schein einiger Lampen an einem Tische, der mit Papieren, Weinflaschen, Waffen und Tabackspfeifen bunt bedeckt war. Der Präsident Maillard trug einen Säbel an der Seite, und war zum Zeichen seiner obrigkeitlichen Würde mit einer dreifarbigen Binde geschmückt. Zwei Männer, dieses Namens unwürdig, deren Hände und Kleider von Blut starrten, waren die fürchterlichen Wächter der Thüre, die zur Nationalversammlung führte.

Ein gebietender Wink Maillard's hieß den Gefangenen vortreten. Mit einem höhnsichen Lächeln, in welchem sich die Rohheit Maillard's mehr als genügend aussprach, betrachtete er Albigny längere Zeit. Endlich begann er: „Wie heißen Sie?“

„Etienne d'Albigny!“ antwortete der Gefangene.

„O verstockter Aristokrat!“ entgegnete der Präsident, „dieser Name genügt zum Todesurtheile.“

Mit ernster, Ehrfurcht gebietender Miene, mit stolzer Sprache und unerschrockenen Herzens versetzte der Gefangene: „Aber wir Alle haben doch eine Pflicht gegen die weltliche Obrigkeit; wir sind ihr Gehorsam, Ehrfurcht, Liebe und Treue schuldig. Denn jede Obrigkeit ist von Gott. Nicht die Willkühr schwacher Menschen, sondern die allmächtige, liebreiche Hand Gottes bestimmt unsichtbarer Weise die Herrscher; und

eben dieser Gott, der den Obrigkeiten die Gewalt zu gebieten mittheilt, legt auch den Unterthanen die Verbindlichkeit zu gehorsamen auf. Denn welche ungeheure Verwirrung würde auf Gottes Erde entstehen, wenn jeder, der sich für weise hält, sich das Recht anmaßen wollte, über die Befugnisse der Regenten und seiner Obrigkeiten zu urtheilen, sich selbst ein Oberhaupt zu wählen, und sich berechtigt zu glauben, die allgemeine Stimme des Volkes zu führen. Gott hat sich das Richteramt über seine Statthalter auf Erden vorbehalten. Selbst bösen, ausgearteten Herrschern, wenn sie nur nichts ausdrücklich Böses wider Gott und die Gesetze gebieten, darf man den Gehorsam nicht versagen. Die Apostel und die ersten Christen waren sogar den heidnischen Kaisern und Königen in Allem gehorsam, und thaten Alles mit der lebhaftesten Bereitwilligkeit; nur ihren Jesus und den Glauben an denselben ließen sie sich von ihnen nicht entreißen. Die zweite Pflicht gegen die Obrigkeit ist die Ehrfurcht; und diese ehrfurchtsvolle Achtung darf nicht bloß äußerlich, sondern muß auch innerlich und im Herzen gegründet seyn. Als ein rechtschaffener Unterthan muß man sich für den Ruhm der Obrigkeit nicht nur mit Worten und Thaten auszeichnen, sondern auch in ungeschmückter Wahrheit von ihr immer löbliche Gesinnungen hegen. Mit dieser Ehrfurcht muß man drittens die Liebe verbinden. Denn die obrigkeitlichen Personen sind die allgemeinen Väter des Vaterlandes, welche die erste Last der Sorgen für das gemeine Wesen tragen — sind jene Kanäle, durch welche Gott den Völkern seine Gnade zuströmen läßt — sind jene obersten Hirten, die für das leibliche, und zum Theile

auch für das sittliche Wohl ihrer Unterthanen wachen!“

„Aus dieser Liebe aber entwickelt sich die vierte und letzte Pflicht, nämlich die Treue, die vorzüglich darin besteht, daß man nach allen Verhältnissen seine Zusage, die jeden Unterthan eidesmäßig an seine Obrigkeit bindet, genau, richtig, vollkommen in Erfüllung bringen, und aus keinem Vorwande, selbst nicht einmal durch die Schrecken des Todes, sich von ihr und ihrer Seite trennen. Ein treuer Unterthan muß alle Verrätherei hassen und verabscheuen, alle Gefahren von der Obrigkeit abwenden, Alles getreu angeben, von ihr jedes Uebel nach Kräften entfernen, und dagegen alle Vortheile ihr zuwenden. Sind die Unterthanen eines Staates so bestellt, und belebt sie Gehorsam, Ehrfurcht, Liebe und Treue gegen ihre Obrigkeit, d. h. sind sie solche Menschen, die ihr Aristokraten nennt, o, so ist so ein Staat ein irdisches Paradies. Nimmt aber in einem Staate bei den Unterthanen statt des Gehorsams, der Ehrfurcht, der Liebe und der Treue die Empörung, Geringschätzung, der Haß, die Untreue gegen ihre Obrigkeit Platz; so geben sich derlei Unterthanen der äußersten Verwirrung und dem daraus nothwendig erfolgenden, gänzlichen Untergange preis.“

„Die ächte Sprache eines Aristokraten!“ unterbrach höhnend Maillard. „Aber wer schützt uns bei unserm Gehorsam gegen despotische Unterdrückung, und wo finden wir die Freiheit, die wir lieben und für die wir sterben?“

„Gott verläßt den Unterdrückten nicht,“ fuhr Albigny fort; er hilft dem Armen vor dem Schwerte

und vor der Hand des Mächtigen. Er erhält das Gleichgewicht unter den Menschen, und läßt nicht zu, daß eine Folge schlechter Regenten ein unschuldiges Land mit Elend erfüllen. Nicht ungestraft mißbrauchen die Tyrannen ihre vom höchsten Wesen ihnen verliehene Gewalt. Gott stürzt sie von ihrer Höhe hinab. Und wenn auch keine äußere Strafe auf die Ungerechtigkeit des Tyrannen folgte, so nagt doch ein innerer Wurm, die Marter seines Gewissens, unaufhörlich an seinem falschen Herzen."

„Aber warum klagen wir?" Haben wir nicht einen Monarchen voll der Herzensgüte und Liebe zu seinen Unterthanen? Und wenn seine Vorfahren gefrevelt haben, wie kann die Schuld auf sein Haupt gewälzt werden? Denket Euch nur, daß der allweise Gott oft die Missethaten, Laster und Verderbnisse ganzer Nationen, dadurch bestraft, und sie zur Erkenntniß der bessern Wahrheit und Tugend führt, daß er ihnen einen bösen Regenten gibt. Als eine natürliche Folge des gänzlichen Verfalls der Sittlichkeit, und dessen Einfluß auf die Erziehung, wächst dann in ihrem Schooße ein Regent auf, welcher nachher seine Unterthanen drückt, und bei ihnen wieder das Gefühl rege macht, von ihrem Schöpfer und obersten Herrn Hülfe zu erflehen, und vor ihm in Frömmigkeit zu wandeln."

„Nur durch Tugend, Frömmigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen sollen wir daher zu verdienen trachten, daß unser Vater im Himmel uns durch weise Regenten leiten lasse. Ihm sollen wir es danken, wenn er uns einen edlen und klugen Fürsten gegeben hat, und ihm in Allem getreulich gehorchen. Sollte

uns aber unsere Uebertretung das Unglück zugezogen haben, unter der Ruthe eines thörigten oder harten Despoten zu stehen; so sollen wir auf Gottes Hülfe trauen, der sich des Elenden erbarmt. Was vermögen auch Menschen über uns? Kann ein König — und gebe er auch dem ganzen Erdboden Gesetze — kann er uns das Glück unserer Seele, die Ruhe des Herzens, dem Redlichen die Tugend, dem Weisen seine Weisheit rauben? Kann er uns abhalten, uns der schönen Schöpfung zu freuen, durch das Bewußtsein, rein und unsträflich zu wandeln und einen Schatz zu besitzen, den die Motten nicht fressen, und der Rost nicht verzehrt, zufriedener, reicher, glücklicher zu seyn, als er? Er spiele immerhin mit unsern vergänglichen Gütern! Wir geben Alles hin, schweigen, sind getrost und guten Muths, beneiden ihn nicht, und harren auf die seligere Zukunft!"

„Glaubet ja nicht, daß die allgemeine Freiheit — eine Freiheit ohne Gesetze — bestehen kann! Und Freiheit, unter dem Gesetze genießet jeder Tugendhafte in jedem Staate, nur der Lasterhafte und der Bösewicht ist nimmer frei, er hat allenthalben Gesetze über sich, die er fürchten muß."

„Jetzt habe ich genug gehört," unterbrach ihn Maillard; „bewundert meine Langmuth, das Gerede eines Aristokraten angehört zu haben. Ihr, Etienne d'Albigny, seyd nicht werth, mit den heutigen Schuldigen zu sterben; Euch behalten wir einem eigenen Gerichte vor." Mit diesen Worten zeichnete er indessen den Gefangenen in die Liste der Hinzurichtenden, verschob jedoch die Vollstreckung des Urtheils, weil er

hoffte, von diesem Hauptaristokraten später noch wichtige Entdeckungen über andere Anhänger des gefangenen Königs zu erhalten. Herr von Albigny wurde also nach der Abtei gebracht, wo er stteng bewacht werden sollte, bis die Mörder eine bequemere und längere Zeit hätten, gegen den Edlen zu untersuchen.

Zwölftes Kapitel.

Der hochherzige Entschluß.

„Es ist nicht zu läugnen, und die Erfahrung bestätigt es täglich, daß sich in der Schule der Widerwärtigkeiten die schönen Eigenschaften des menschlichen Herzens am glücklichsten entfalten, und daß ein Geschick, welches uns noch viel zu wünschen übrig läßt, die liebenswürdigsten Tugenden weit mehr zur Reife bringt, als ein von allen Seiten günstiges Loos."

Schmidt.

Von Albigny schmachtete nun in dem schrecklichen Gefängnisse, an dessen dicken Mauern nur die Klagen derer wiederhallten, die sie verschlossen. Alle seine Gedanken drehten sich um seine Befreiung und um das Wiedersehen seiner Familie, welche sich nicht minder ängstlich nach dem theuren Vater sehnte. Ihre Heimath hätten Mutter und Tochter leichter vermisset, nur weil sie für ihr Leben unsicher war, und weil die liebreiche Gastfreundschaft der biedern Lausanner ihnen gar gütig zuvorkam, und ihre freiwillige Verbannung nach Kräften erleichtern, ja angenehm machen wollte. Der treue Charles, welcher bei der freiherrlichen Familie geblieben war, durchstreifte täglich bald diese, bald jene Gegend der ganzen Nachbarschaft; jedes Dörfchen, jeder Weiler, jeder einzelne Hof wurde von

ihm besucht, um alle möglichen Nachrichten aus dem Innern Frankreich's zu vernehmen, und endlich seiner besorgten Herrin eine frohe, tröstliche Kunde von den Verhältnissen des Vaterlandes und besonders von ihrem Gemahl zu überbringen. Allein alle Erzählungen, welche Reisende oder Auswanderer aus diesem zerrütteten Lande brachten, waren ohne Trost und Hoffnungsschimmer einer baldigen, günstigen und nothwendigen Umgestaltung der mißlichen Lage dieses schönen Königreich's.

Eines Tages, als Charles bis in die Nähe von Le Bioux hinreisete, um nahe an der Gränze Kunde einzuziehen, begegnete ihm einer jener glücklichen Unglücklichen, welche dem Blutbade des zehnten August's und zweiten bis achten Septembers entronnen waren, und nun im Auslande ihre Zufluchtsstätte suchten. Dieser Fremde machte unserm Charles auf seine Nachfrage eine Schauder erregende Schilderung von den Gräuelscenen jener Schreckenstage.

Nachdem Charles dem traurigen Erzähler lange zugehört und ihn begleitet hatte, kehrten beide müde in einer Herberge an der Straße ein. „Habt Ihr nichts von dem Freiherrn von Albigny gehört?" fragte hier Charles den Auswanderer. Habt Ihr ihn vielleicht gesehen?" —

„Der Name Albigny ist mir bekannt," erwiderte der Gefragte; er hat unter den guten Bürgern Frankreich's einen guten Klang; aber weitere Kunde habe ich nicht von dem Edlen. Wahrscheinlich ist er am zehnten August bei Erstürmung der Tuillerien gefallen."

„Das nicht," nahm ein Mann in dunkelgrauem

Rocke, welcher am andern Tische neben dem Ofen saß, das Wort. „An jenem Tage ist er nicht gefallen.“

„Ihr wisset vielleicht weitere Nachricht,“ fiel Charles hastig ein; „o, erzählet, und machet mich und zwei edle Wesen durch Eure Erzählung glücklich!“

„Nun, so höret!“ fuhr der Landmann fort: „Albigny hatte die Gränzen Frankreich's glücklich erreicht, und schon war er im Begriffe, unter Regen und Sturmgewitter dieselbe zu überschreiten, als“ — hier unterbrach ein tiefer Seufzer den Sprechenden — „als wir von einem feindlichen Wachtposten plötzlich angehalten wurden.“

„Ihr also waret bei meinem Herrn?“ unterbrach ihn Charles. „Ob es Euer Herr gewesen, weiß ich nicht, aber so viel erinnere ich mich, daß sein Name Albigny ist. Doch hört weiter! In dieser Gefahr gelang es mir, mich in eine nahe Bergschlucht hinab zu retten, und so den Soldaten der Republik zu entgehen. Was aber aus Herrn Albigny geworden, habe ich bisher nicht erfahren. Er wurde von der feindlichen Wache ergriffen, und möge es ihm geglückt seyn, in seiner einfachen Bauernkleidung, die ich ihm auf seine Bitte für seinen kostbaren Anzug vertauscht hatte, in diesem weiß und schwarzgestreiften Zwillichkittel, dem Verderben zu entgehen! Ich habe oft an den Herrn gedacht, und so oft ich die schöne Kleidung betrachte, weint mein Herz, weil ich bedenke, wie man um des Lebens willen alle zeitlichen Güter so gerne opfert.“

„O guter Mann!“ sprach Charles, „Ihr habt die Kleidung meines Herrn? Saget, welche Summe fordert Ihr dafür? Verlanget, kein Preis ist zu hoch,

wenn ich diesen Schmuck meiner gütigen Freifrau nach Lausanne bringe."

„Wohnt denn die Gemahlin des Herrn Albigny in Lausanne?" fragte der Landmann. „Ich bin schon oft in dieser Stadt gewesen, aber diesen Namen habe ich dort nie gehört."

„Sie lebt erst seit einigen Wochen daselbst," erwiderte Charles; „aber täglich könnt Ihr sie sehen, wenn sie Nachmittags mit ihrer Tochter Madelaine vor dem Thore spazieren geht. Beide tragen schwarze Sammetkleider und schwarze Hüte von gleichem Stoffe."

„Jetzt kenneich sie," versetzte der Landmann, — o die edlen Frauen! Ich hatte neulich Mitleid mit ihnen, als ich ihnen begegnet und sie grüßte, sie aber mit Thränen in den Augen so freundlich dankten. Kommt mit mir in meine Wohnung, und um den Werth der Kleidung, die ich Albigny gegeben, könnt Ihr seinen ganzen Anzug wieder haben. Mir genügt mein einfacher Rock, und mit fremder Habe will ich mich nicht bereichern."

Charles war glücklich, doch wenigstens etwas von seinem Herrn zu erfahren, und besonders wegen des Anzuges desselben, den er jetzt der Gemahlin bringen konnte.

Der Auswanderer hatte dieser Erzählung des Landmannes wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Er war in tiefes Nachdenken versunken, wobei er wiederholte Male den Kopf schüttelte, und seinem Schmerz durch ein tiefgeholtes Ach! Luft machte.

„Was ist Euch? Fremdling! „fragte Charles. Ihr seyd so nachsinnend; Ihr habt wahrscheinlich auch

Geschwister oder Eltern, oder Gattin und Kinder in dem unglücklichen Vaterlande zurückgelassen?"

„O nein!" versetzte dieser. Ich bin allein; aber bei der Beschreibung des Kleides des Herrn von Albigny, das er bei seiner Gefangennehmung trug, und der Zeit, wann diese geschah, taucht in mir eine wehmüthige Erinnerung auf. Ich glaube, ihn gesehen zu haben."

„Wann und wo?" unterbrach schnell Charles.

„Am zweiten September vor der Abtei zu Paris," schluchzte der Auswanderer. Von einer zahlreichen Eskorte begleitet, fuhr ein Gefangener in dieser Kleidung damals vor der Abtei an. Was mit ihm geschehen, weiß der liebe Himmel; ich konnte entfliehen, aber der Unglückliche ist wahrscheinlich noch am nämlichen Tage als Opfer seiner Treue gegen König und Vaterland gestorben. Ruhe dann und Frieden seiner Asche."

Bei dieser Erzählung drängten sich Thränen durch Charles Augen; sein Gesicht erblaßte; das Blut in seinen Adern schien zu stocken; er saß wie versteinert da. Doch endlich entwand sich ein Seufzer seinem gepreßten Herzen und er stammelte: „O edler, unglücklicher Herr! Diese Botschaft muß in meinem Innern verschlossen bleiben; denn die leiseste Berührung einer solchen Saite würde meine Gebieterin und ihre gleich zartfühlende Tochter in's frühe Grab stürzen. Nun lebet wohl, glücklicher oder nnglücklicher Auswanderer; der Himmel geleite Sie auf Ihren Wegen." Mit diesen Worten stand er auf, und bat den Landmann, ihm den Anzug seines unglücklichen Herrn zu geben, damit er der edlen Frau wenigstens Etwas von dem fernen Gemahl überbringen könne. Der biedere

Landmann fand sich sogleich bereit und nach einer halben Stunde war Charles im Besitze dieses Kleinodes, wie er es nannte.

Die Sonne war bereits von der obern Hemisphäre verschwunden, als Charles in Lausanne anlangte. Madelaine und ihre Mutter waren noch wach und harreten der Ankunft des getreuen Dieners, ob er ihnen nicht eine Kunde vom Vater bringe.

Charles trat ins Zimmer, wo man auf ihn wartete, und legte das, in ein Leintuch eingebundene Gewand des Freiherrn auf den Tisch. „Was bringt Ihr hier, Charles? fragte Madelaine, den Bund anstarrend. Der Diener entwickelte den Bund, und siehe! Die Kleidung des Vaters lag vor der Tochter Augen. „Woher bringt ihr dieß, Charles? fragte Madelaine; und die herbeieilende Mutter ward beim Anblicke dieser ihr wohlbekannten Gegenstände beinahe ohnmächtig.

„Mutter! liebe Mutter!" sprach die ängstliche Tochter, „was ist Ihnen? verliert den Muth nicht; wir müssen zuvor erfahren, wie und wo Charles diese Kleider erhalten hat. Madelaine ging zum Tische zurück, auf welchem der Anzug des Vaters lag, betrachtete ihn genau und sprach dann: „Der Vater lebt; keine Spur von Blut befleckt sein Gewand, und hätte er als Opfer der Wuth geblutet, so würden gewiß die Mörder seine Kleider als Beute behalten haben. Darum laßt die Angst und Traurigkeit, liebe Mutter, und vernehmet zuvor, was Charles hierüber berichten soll!"

Charles begann nun zu erzählen, was er von dem Landmanne vernommen, und wie und wo er von diesem die Kleider erkauft; verschwieg aber ganz die bange Ahnung, die ihm der Auswanderer beigebracht hatte. Doch schon diese Nachricht war genügend, das Herz der empfindsamen und gefühlvollen Frau schwer zu verwunden. „Diese Nachricht," meinte sie, „ist Todesbotschaft, und die Gefangennehmung meines Mannes ist so viel als der Tod selbst. O Etienne, o Etienne! stammelte sie, „ich werde dich in diesem Leben nicht mehr sehen; erst dort über den Sternen, in den Wohnungen des ewigen Friedens, wird für uns keine Trennung mehr seyn; bald, bald wird deine Laura dir dorthin folgen!"

„Tröstet Euch, liebe Mutter, sprach Madelaine, indem sie die Thränen derselben mit ihren Lippen abküßte; „der Vater lebt gewiß; es sagt mir eine innere Stimme: wir werden ihn wieder sehen. Laßt also die Trauer, fasset Muth; der Himmel wird unser Gebet erhört haben; wird das Gebet der Armen und Kinder nicht verschmähen, die wir täglich für meinen Vater beten lassen."

Die Nacht war unter diesen Gesprächen und andern traurigen Betrachtungen bereits dahin geschwunden, und erst mit Tagesanbruch bemächtigte sich ein erquickender Schlaf der Traurigen. Die Mutter begab sich zur Ruhe, und ein wohlthuender Schlummer schloß ihre Augen. Madelaine that dasselbe; aber ihr ward der süße Schlummer nicht gegönnt. Sie stand also nach wenigen Stunden wieder auf, und blickte hinaus in den Garten, welcher an das Gebäude stieß, in

welchem die beiden Auswanderinnen ihre Zufluchtsstätte aufgeschlagen hatten. Da sah sie ein Vögelchen, welches auf einem Zweige eines stämmigen Apfelbaumes saß, und sich vorzubereiten schien, mit andern seiner Gattung bald diese Gegend zu verlassen, und in ein wärmeres Land zu ziehen. Beim Anblicke dieses niedlichen Thierchens erinnerte sich Madelaine, welche das kleinste Geschöpf erfreute, eines Liedchens, das sie vor mehreren Jahren gelernet hatte, nahm die Laute von der mit Tapeten überzogenen Wand, und sang:

„Keine Sorge, keine Plage
Kennt das Gottesvögelein;
Bauet nicht auf lange Tage
Sich ein Nest im sichern Hain.
Duckt sich in die Zweige nieder,
Schlummert bis der Morgen winkt;
Tönt dann Gottes Stimme wieder,
Schüttelt es sich rasch und singt.
Nach des Frühling's reichem Segen
Welkt die Schönheit der Natur;
Sommerschwüle, Schnee und Regen
Senken sich auf Wald und Flur;
Lastet Unmuth, Langeweile
Auf des Menschen Herzen schwer,
Fliegt das Vögelein in Eile
Fröhlich über's blaue Meer."

Sie legte die Laute auf den Tisch und sprach: „Diese kleinen, wehrlosen Thierchen fürchten nicht die Gefahren einer weiten, langen Reise, um in freundlichern, wärmern Gegenden zu überwintern, und, wann

der schöne Lenz mit seinem Grün Hain und Au kleidet, wieder zu uns zurückzukehren.

Vielleicht ist auch mein Vater nur in einem andern Lande, und kommt wieder, wann es Frühling wird, wann der Sturm und der Winter der Revolution sich gelegt hat. — Wie? Madelaine!

Ja! Gott wird barmherzig seyn, und meine liebe Mutter trösten, wenn ich in der Gefahr erliege." — Nun holte sie Papier, nahm Feder und Tinte, und schrieb.

Erst gegen Abend erwachte Frau von Albigny. Sie wunderte sich, daß sie heute viel länger als sonst geschlafen hatte. Sie fragte nach ihrer Tochter; allein Niemand im Hause konnte Auskunft über dieselbe geben. Endlich ging sie in Madelainen's Schlafzimmer; — es war leer, das Lager unberührt. Auf dem Tische lag ein offener Brief, zitternd ergriff ihn die Freifrau, las ihn, und sank trostlos auf ein Ruhebett.

Madelaine hatte geschrieben:

Innigst geliebte Mutter!

Mit einem Herzen voll treuer Kindesliebe sage ich Ihnen Lebewohl! Ich muß zu meinem Vater; es zieht mich unwiderstehlich zu ihm hin. Das Flehen eines bittenden Kindes wird nicht unerhört verhallen; der liebe Gott im Himmel, der Vater der Wittwen und Waisen, wird meinen Worten Kraft geben. Suchet mich nicht von meinem Vorsatze abzuhalten; es wäre vergeblich. Lasset auch nicht nach mir forschen, denn

dadurch würde meine Absicht nur vor der Zeit verrathen werden, ohne daß mir und meinem Vater etwas genützt wäre. — Ein frohes Gefühl ruft mir tröstend zu: Wir sehen uns bald wieder!

Ihre

dankbare Madelaine.

Dreizehntes Kapitel.

Madelaine reiset nach Paris.

„Mit Wort und That und in aller Geduld ehre deinen Vater, damit sein Segen über dich komme, und sein Segen bis an's Ende daure. Wie böse ist dessen Ruf, der seinen Vater verläßt."
Jesus Sirach.

Die hochherzige Tochter hatte sich gleich nach Abfassung des Briefes aus Lausanne entfernt, um Kunde von dem theuren Vater einzuholen, und ihn, wenn sie seinen Aufenthalt ausgekundschaftet, selbst mit Gefahr des eigenen Lebens zu befreien. Während der ersten Nacht verbarg sie sich, um nicht verrathen zu werden, in dem Hause der Eltern ihrer treu ergebenen Dienerin, welches in dem eine Stunde entlegenen Orte stand, um mit Tagesanbruch die beschlossene Reise anzutreten. Madelaine hatte ihr sämmtliches Spargeld, und das ansehnliche Geschenk, so sie vor zwei Tagen von der Mutter zu ihrem Geburtstage erhalten hatte, mit sich genommen, um die Kosten der weiten Reise und anderer etwa nothwendig werdenden Ausgaben zu bestreiten. Als sie die Höhen des Jura bestiegen hatte, welche die Schweiz von Frankreich scheiden, blickte sie noch einmal in die Gegend zurück, in der Lausanne lag, und rief der Mutter ein stilles Lebewohl hinab, warf sich dann auf die Kniee nieder und betete: „Vater der Erbarmung und Gnade! Ver-

zeihe gnädigst einem Kinde, das seine Mutter in Sicherheit verläßt, um den Vater zu retten, der vielleicht im Kerker nach Rettung schmachtet, indeß Niemand ist, der sich seiner annimmt. Stehe mir bei in meinem Unternehmen; laß deinen heiligen Engel, den du mir bei meiner Geburt zum Schutze gesandt hast, meinen Begleiter seyn; laß mich mit dem Troste heimkehren, meinen Vater gefunden und gerettet zu haben! Dein Vaterauge wache über mich, und unter deinem Schutze werden die Feinde mir nicht schaden!"

Nach diesem Gebete erhob sie sich von dem feuchten Boden und setzte ihre Reise nach Paris weiter.

Die Erde hatte bereits dreimal die Hälfte ihrer täglichen Umdrehung vollendet, und unsere Gegenfüßler erfreuten sich schon des Erscheinens des aufgehenden Tages. Da klopfte es an der Thüre einer einsamen Hütte, welche eine Viertelstunde von der Straße an einem Nebensteig lag. Das Licht, welches seinen Schein durch die niedern Fenster auch in die Ferne blicken ließ, hatte die Pochende angezogen, hier für diese Nacht ein Obdach zu suchen. Ein bejahrtes Mütterchen öffnete langsam die Thüre, und willfuhr bereitwillig der Bitte um eine Nachtherberge. Die gutmüthige Alte hatte so eben den kleinen Holztisch mit einem blauen Linnentuch gedeckt, und Milchbrei und guter Käse standen bereit. „Lege deinen Regenschirm und deinen Reisebündel ab, niedliche Schweizerin!" sprach liebreich die Alte, und nimm' Antheil an dem Abendimbiß."

Das unschuldige und unbefangene Mädchen nahm die Einladung dankbar an und setzte sich der Alten gegenüber an den Tisch. Während des Essens fragte

die geschwätzige und neugierige Matrone: „Liebes Kind! Wohin willst du reisen in dieser argen Zeit? Was veranlaßt dich, dein sicheres Elternhaus mit unserm bedrängten Lande zu vertauschen?"

Die Schweizerin antwortete: „Ich gehe nach Paris, um dort bei einer ordentlichen Familie Dienst zu suchen." — Aber hast du auch überlegt," fuhr die Alte fort, „mit wie vielen und großen Beschwerden eine solche Reise verbunden ist? Weißt du, daß der Krieg jeden Augenblick auszubrechen droht?"

„In dieser Beziehung habe ich wenig Furcht, entgegnete das Mädchen, „und der Wunsch, einmal Paris zu sehen, überwindet alle derartigen Besorgnisse.

„Junges Blut, leichtes Blut" versetzte die Alte, den Kopf schüttelnd; „Kind! du hast keine Ueberlegung; die Wälder sind voll Raubgesindel; die Landstraßen wimmeln von wilden Soldaten; in Paris geht es schrecklich her — und das junge Mädchen will allein in die Hauptstadt! Nein, das geht nicht an; du bedarfst einer ordentlichen Begleitung; ich sinne gerade darüber nach, ob ich dir nicht eine solche verschaffen kann. Doch siehe! jetzt fällt mir bei, daß mein Vetter, der Kärner, heute einen Wagen mit Gütern ladet, die er morgen nach Paris fährt. Er wohnt dort in dem Städtchen, dessen Thurmspitze man bei Tag über einen Hügel hervorragen sieht. Wenn es dir recht ist, so gehe ich morgen mit Tagesanbruch dahin. Um einige Franken kannst du meines Vetters Reisegefährtin werden, und unter dem Schutze des alten, erfahrnen Mannes bist du dann vollkommen sicher."

„Ich danke Euch, gute Frau!" versetzte das

Mädchen, das seine Freude über diesen glücklichen Zufall kaum verbergen konnte; „eine solche Gelegenheit ist mir sehr angenehm, und ich danke Gott, daß er mich in Euer Haus geführt hat."

„Jetzt kannst du dich zur Ruhe begeben," fuhr die Beherbergerin fort, „Bett zwar habe ich keines für dich; aber ein gutes Strohlager, darauf ein Kopfkissen, und den Mantel meines Sohnes als Decke habe ich dir bereitet. Du mußt dich mit dem begnügen, was ich zu geben im Stande bin."

„Ich bin vollkommen zufrieden," versetzte dankbar das Mädchen; „Gott wird Euch für diese Güte belohnen, und ich werde Euch morgen diesen Dienst bezahlen."

„Dessen bist du enthoben," antwortete die Alte; „bei mir findet jeder Reisende, wenn er einkehren will, unentgeldlich eine Herberge. Doch gute Nacht!"

Mit diesen Worten entfernte sie sich; die Schweizerin verrichtete ihr Abendgebet, und überließ sich dann dem erquickenden Schlafe.

Der Haushahn krähte bereits seine immer gleichtönende Morgenkunde; da klopfte es an der Thüre der Stube, in welcher das Mädchen noch sanft schlief. Die Alte trat ein und betrachtete die Schlafende: „Wie ruhig sie schläft," flüsterte sie; es ist wirklich ein unschuldiges, harmloses Geschöpf; möge ihr doch kein Leid widerfahren; denn in der Hauptstadt ist die Unschuld tausend Gefahren ausgesetzt. Die feinen, zarten Händchen! sie muß noch nie gedient haben; o Kind, die Arbeit wird dir schwer und sauer werden!" Nun nahm sie des Mädchens Hand und weckte die Schlafende. Diese stand sogleich auf, betete ihr Mor-

gengebet, indeß die Alte ein Frühstück bereitete, und trat, nach eingenommenem Frühstück und herzlichem Danke die Reise in das nächste Städtchen an. Die Alte war ihre Begleiterin. Nach einer kurzen halben Stunde hatten sie dasselbe erreicht und auch schon die Uebereinkunft mit dem gutmüthigen Kärner geschlossen. Er räumte der vermeintlichen Schweizerin für ein Geringes einen Platz auf seinem Wagen ein, und nach einem dankbaren Abschiede von der Alten waren sie auf dem Wege nach Paris.

Vierzehntes Kapitel.

Widerwärtigkeit und Freude.

„Anbetend knie ich hier,
O, süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.“

Uhland.

Zwei Tage fuhr die junge Pilgerin auf dem unbequemen, ungewohnten Karren, der ihr wie eine weiche Senfte vorkam, weil er sie bald an den Ort ihres stillen Sehnens bringen sollte. Unbeachtet schwanden Gegend und Dörfer an ihren Blicken vorüber, welche nur zum Himmel emporgerichtet waren, um von dort balsamischen Trost in ihr banges Herz herabzuziehen. Nur wenn die Betglocke aus einem nahen oder fernen Kirchlein ertönte, weithin hallend über Berg und Thal, voll Erinnerungen, voll Ahnungen, herabrufend, hinaufmahnend; wenn die lieben Vögelein Gott lobsangen und die stummen Blumen andachtsvoll sich neigten, blickte sie auf und nieder, um die unschuldigen Anbeter der Gottheit zu bewundern. Auf einmal gewahrte sie mitten in einem Gehölze, durch welches sie fuhren, unter einer alten Eiche am Wege ein Marienbild, welches, durch die Wucht einer Axt gespalten, da lag. Ihr Herz blutete bei einem solchen Anblick, und eine unwillkührliche Thräne, weil sie sich nicht verrathen wollte, und die Unwahrheit hätte sie dem Fuhrmann

nicht sagen können — perlte über ihre blassen Wangen. Ein tiefer Seufzer entschwand ihrer Brust, und der Fuhrmann fragte sie nach der Ursache solcher Trauer. Sie gestand ihm offen die Ursache. Er hatte Mitleid mit dem frommen, schuldlosen Wesen, das so innig an der Religion hing, und erlaubte Madelainen, einige Minuten abzusteigen und das, von ruchloser Hand verstümmelte Bild, näher zu betrachten. Freudig stieg die Fromme vom Karren, um unter die Eiche zu eilen, und vor dem Marienbilde der Himmelskönigin ihre Verehrung darzubringen. Allein kaum war sie ausgestiegen, als man ein Geräusch vernahm, dem bald rauhe Männerstimmen folgten. Man sah Krieger kommen. Der Fuhrmann schwang die Geisel, trieb die Pferde an und fuhr in größter Hast davon. Madelaine flüchtete schnell seitwärts in den Wald, um sich zu verbergen vor der Wuth dieser wilden Rotte.

Mehrere Stunden war die Fromme im Dickicht verborgen. Sie wagte es kaum, laut zu athmen, um sich ja nicht zu verrathen. Es war gegen Abend, und des Herbstes feuchte Nebel rieselten immer dichter herab auf die falben Blätter der Bäume und Gesträuche. Madelaine schlich blassen Angesichtes, scheuen Blickes, Harm in den Zügen, und hungrig durch den dichten Wald. Bald blickte sie ängstlich hinter sich, bald schaute sie seitwärts, erschreckend bei jedem Geräusche, gleich dem jungen Rehe, das sich von der Heerde verirrt; gleich dem Lamme, welches die Spuren der Mutter verloren, und nun ängstlich blöckend nach derselben zurückverlangt. In einem kleinen Tuche unter dem Arme trug sie ihre ganze Habe. Aber unkundig der Gegend verirrte sie sich immer tiefer in dem Walde,

als die Nacht bereits anbrach, und nur mehr der Mond seinen schwachen Schein auf die Erde niedersendete.

Nur die Angst hatte sie bisher aufrecht erhalten; ermattet sinkt sie jetzt nieder unter einem Baume. Sie will verzichten auf die ersehnte Speise und das schützende Dach; sie will nur ruhen, schlummern und den Morgen erwarten, der mit dem tröstenden Sonnenstrahl sie wieder führe auf die verlorene Straße. Ach, die Arme! Sie kniete nieder, wie sie es stets gewohnt war, bevor sie zur Ruhe ging, als sie noch im elterlichen Hause weilte, um die letzten Gedanken und Gefühle dem Höchsten zu weihen, und sich seinem Schutze zu empfehlen. Aber die Mutter war jetzt nicht bei ihr, vor deren Knieen stehend sie als Kind zu beten pflegte; auch der Vater war abwesend, dem sie jeden Abend eine ruhige Nacht wünschte, und der immer so freundlich und herzlich war, wenn sie ihm die Hand reichte. Die müde Madelaine stammelte andächtig alle Gebete her, die sie von der Mutter gelernt, und wandte sich besonders an den heiligen Schutzengel, daß er doch möge bei ihr bleiben in dieser Einsamkeit und schaurigen Nacht, wo sie keinen menschlichen Beschützer an der Seite hatte.

Nachdem sie so gebetet, legte sie das Tuch unter ihr Haupt und schlief endlich vor Ermüdung ein. Es war, als hätte der heilige Schutzengel ihr das Auge zugedrückt, einen schweren Stein ihr vom Herzen genommen, und die ganze Nacht Wache gehalten an dem Bette von Gras, worauf die Unschuld ruhte.

Früh Morgens erwachte Madelaine. Ein scheues Reh, das sie leicht berührte, hatte sie aus dem tiefen Schlafe geweckt. Ihr erstes Beginnen war

wieder Gebet; denn so war es üblich im elterlichen Hause, und das Gebet war zudem der tugendhaften Tochter zum Bedürfnisse geworden. Madelaine wischte den Morgenthau aus dem Gesichte, stand auf, weil sie fror, wusch die verweinten Augen im nahen Quell, der auch ihren Durst stillte, und ging weiter in den Wald hinein, worin sie sich ganz verirrt hatte, Hunger quälte sie, uud sie suchte Waldbeeren und Nüsse, welche der Wald bot. Sie wurde immer trauriger, weil sie keinen Ausweg zu finden vermochte. Sie eilte schneller; der Schweiß rann von der Stirne die bleichen Wangen herab.

Plötzlich aber erschaute sie in der Ferne eine kleine Hütte, die wie ein Wink der Vorsehung ihre Schritte gleichsam beflügelte und neue Kraft in ihre Glieder strömte. O, wie erquicklich ist Menschennähe! Die Verlassene folgte der Einladung: die müden, wunden Füße trugen sie zu einer niedern Wohnung. Madelaine klopfte an, die Thüre ward ohne mißtrauisches Werda? aufgethan, ein ehrwürdiger Greis mit Augen voll Gotteswort empfing sie und sprach: „Gott willkommen! Nehmt vorlieb mit dem was ich habe; was mein ist, steht zu Euren Diensten. Erquicket Euch an einfacher Speise!"

Madelaine dankte, genoß etwas Milch, und erzählte nun dem frommen Greise die Ursache ihrer Reise. Der Alte, von Staunen ergriffen über eine solche Seele, sprach voll der Rührung: „Armes Kind! Fürchtest du dich nicht vor den Bösewichtern, die draußen wüthen?"

„Ich fürchte mich zwar," entgegnete Madelaine, „aber ich vertraue auf den allmächtigen Vater im

Himmel; der wird mir beistehen; denn meine Eltern und mein Lehrer sagten, Gott sey der Vater aller Menschen, der keines seiner Kinder verläßt, die auf ihn vertrauen und bei ihm Hülfe suchen. Und wenn ich traurig werden will, dann denke ich an den Joseph, der nicht in der Grube und im Kerker blieb, und an Hagar, die einen Engel in der Wüste fand, und an das Kindlein Jesu, das Herodes tödten wollte, und doch glücklich nach Aegypten entkam, und an den lieben Gott und an den heiligen Schutzengel, die überall bei mir sind."

Als Madelaine so sprach, da traten dem Greise Thränen in die Augen, und er sprach: „Bleib stets so gesinnt, frommes Kind, dann wird's dir wohl ergehen."

Nun segnete er sie, gab ihr etwas Nahrungsmittel mit auf die Reise, und geleitete sie auf die Straße, welche nach der Hauptstadt führte.

Kaum am Saume des Waldes angelangt, bot sich ihren Augen ein gräßliches Schauspiel dar. Ein Leichnam lag in seinem bereits getrocknetem Blute an der Straße. Madelaine erkannte an den rothen Haaren den Fuhrmann, der sie eine Strecke weit gefahren, und, leider! gestern unter den Streichen der wilden Rotte den Tod gefunden hatte. Das gute Mädchen weinte bei diesem Anblicke, dankte innig gerührt der Vorsehung und der allerseligsten Jungfrau, daß sie auf eine so wunderbare Weise vom unvermeidlichen Tode gerettet worden. Der alte Siedler stimmte in ihr Gebet mit ein, segnete sie, nahm Abschied und versprach den Leichnam des Unglückiichen in den kühlen Schoß der Erde zu senken.

So schieden die Guten, die sich in diesem Leben

nicht mehr sahen; denn schon nach wenigen Tagen erlag auch der fromme Greis dem Dolche eines blutdürstigen Bösewichts, der des Siedlers Hütte niederbrannte und dessen Leiche den Wölfen und Raubvögeln des Waldes zur Speise ließ. Friede der Seele des alten Siedlers! Sie wird im ewigen Lichte den Allmächtigen preisen und schauen, um dessenwillen viele Tausende während jener Schreckenszeit den Tod gefunden, und dem Treubruche an ihrer Religion vorgezogen haben!

Fünfzehntes Kapitel.

Madelaine nimmt Dienst.

„Alle edeln Thaten, im Verborgenen gethan, fliegen auf gen Himmel, und da wirst du sie finden in Strahlengestalten am Tage der Vollendung.“

Schubart.

Madelaine war in wenigen Tagen glücklich in Paris angekommen. Das Erste, was sie hier that, war das Aufsuchen des Herrn Camille, dessen Güte und Dankbarkeit ihr Charles so rührend geschildert hatte. Sie achtete nicht auf die hohen Gebäude und langen und weiten Straßen; denn sie war nicht hierher gekommen, um die Herrlichkeit der Stadt zu schauen, sondern Nachricht über ihren Vater einzuholen. „Camille wird gewiß Kunde von meinem Vater haben,“ sprach sie zu sich selbst; er wird mir daher am Besten darüber Aufklärung geben können; ihm darf ich mich vertrauen; er wird die Bitten einer unglücklichen Tochter nicht verspotten.“ Sie fragte einen alten Mann, der ihr begegnete, nach der Wohnung des Wohlthäters ihres Vaters. Der Alte stutzte sie an — „Camille?“ fragte er — und Schauder las man auf seinem Angesichte — Camille Desmoulin's wohnt dort in dem großen Hause, das — doch sehet! hier kommt er selbst die Straße herauf, geht ihm nur nach, und Ihr werdet nicht irre gehen.“

„Ich danke Euch, Alter!“ antwortete Madelaine, seinem Rathe folgend. Camille hatte sein Haus wenige Minuten betreten, als das Fräulein von Albigny sich ihm nahete. „Wer bist du, junge Schweizerin? Womit kann ich dir dienen?“ redete jener sie an.

„Verzeiht, edler Camille,“ antwortete Madelaine; ich bin die Tochter des Baron von Albigny.“ — „Um des Himmels willen!“ rief Camille wie vom Blitze getroffen, aus; „was machen Sie jetzt in Paris? Sind Sie, noch so jung und hoffnungsvoll, Ihres Lebens überdrüssig geworden?“

„Ich bin da, meinen Vater zu suchen, und, wenn er lebt, zu befreien,“ antwortete Madelaine ganz ruhig.

„Unmöglich, unmöglich!“ entgegnete Camille; „Was haben Sie vor? Man wüthet jetzt ärger als je gegen die Royalisten. Das Königthum ist abgeschafft; man spricht bereits sogar davon, den König vor Gericht zn stellen. Ich bedaure den armen Ludwig. Ich bin zwar einer der eifrigsten Republikaner, d. h. ich trage eine rothe Mütze und rufe mein „Es lebe die Nation!“ so laut als einer. Man muß sich hier bequemen, mit und unter den Wölfen zu heulen; denn meine Fabrik konnte ich doch nicht zusammenpacken, auf den Rücken nehmen und damit über die Gränze fliehen. Ja, der arme Ludwig! er dauert mich — und Ihr Herr Vater noch weit mehr. Aber“ —

„Also mein Vater lebt! und Sie, guter Herr Camille, wollen Nichts für ihn thun? O, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer und heilig

ist, helfen Sie einem armen, flehenden Kinde, seinen Vater retten!"

„Glauben Sie ja nicht, daß ich Nichts thun will;" ereiferte sich Camille. „Gebieten Sie über mich und mein Vermögen, wann, wo Sie immer bedürfen; doch werden Sie nicht wollen, daß ich meinen Kopf für den Ihres Vaters einsetze. Ich habe Weib und Kinder; die meiner nöthig haben. Und überhaupt, liebes Fräulein, sehe ich nicht ein, wie dem Herrn von Albigny geholfen werden könnte. Die Abtei, wo er gefangen ist, hat dicke Mauern und feste Riegel, welche von hundert Augen und Armen bewacht sind. Die in ihr wohnen, dürften sich bald mit der andern Welt vertraut machen. Zwar sind mir Ihre Pläne noch unbekannt; aber ich glaube nicht, daß es irgend einen auf der Welt gibt, der hier auszuführen ist."

Madelaine antwortete: „Für jetzt wenigstens habe ich noch gar keinen festen Plan. Doch versagen Sie mir den kleinen Dienst nicht — darum bitte ich Sie vor Allem — daß ich bei einer guten Familie in der unverdächtigen Maske eines Dienstmädchens Unterkommen finde. Das Weitere überlasse ich der Fügung des Himmels."

„Für ein Unterkommen für Sie will ich gern sorgen," versetzte Camille, aber für Ihren Vater kann ich Nichts mehr thun. Nachdem er dieß geredet, setzte er sich, und schrieb einen kleinen Brief. Diesen gab er Madelaine mit der Versicherung, daß sie an dem Orte, wohin sie den Brief bringe, gut aufgenommen würde. Madelaine dankte dem braven Camille wie sie ihn hieß, und ging.

Nach einer Viertelstunde überreichte sie den Brief an dem Orte seiner Bestimmung. Eine ehrwürdige, sechzigjährige Matrone nahm ihr den Brief und las: „An Frau von Claire," öffnete ihn dann und fuhr weiter: „Hochherzige Frau! Hier empfehle ich Ihnen ein Mädchen aus der Schweiz; sie sucht Dienst; die besten Empfehlungen von Seiten eines meiner Geschäftsfreunde sprechen für ihre Brauchbarkeit. Ich hoffe hiermit, daß sie meiner Empfehlung gütigst willfahren werden. Camille.

„Ja, Camille," sprach die Frau, „da muß ich willfahren mit Wollen oder Nichtwollen. Dir eine abschlägige Antwort geben, gleicht dem Schaffot. Du kannst bei mir bleiben, junge Schweizerin; sey willig und getreu, und du sollst an mir keine Gebieterin, sondern eine Mutter haben."

„Ich danke Ihnen", entgegnete Madelaine, ihr die Hand drückend, „Sie sollen über mich nie eine Klage haben; jeder ihrer leisesten Wünsche wird mir Befehl seyn."

Sechzehntes Kapitel.

Vertrauen auf Gott.

Auf Gott, und nicht auf deinen Rath
Sollst du dein Glück stets bauen;
Und dem, der dich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird dich in deinen Tagen
Als Gott und Vater tragen."
W.

Die gute Tochter des gefangenen Hern von Albigny war bereits drei Tage in ihren neuen Verhältnissen. Mit einem guten Willen und einer frohen Ergebenheit fügte sie sich in die Launen ihrer Gebieterin, welche sonst eine edles Herz hatte, aber ihre Launen, das Erbtheil einer falschen Erziehung und schmeichelnder Nachgiebigkeit in der Jugend, für die besten Eigenschaften hielt. Madelaine gab ihr nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit, und durfte daher manche freie Stunde des Tages wählen, um in der Stadt sich umzusehen. Allein dem guten Kinde lächelte nirgends Freude entgegen. Die belebtesten Plätze dünkten ihr menschenleere Wüsten. Die herrlichen Paläste Gefängnisse; nur die Abtei, vor welcher Andere zurückschauderten, zog sie an; denn hier wohnte der theure Vater, hier schmachtete das Wesen, das nebst ihrer Mutter ihr Theuerstes auf der Welt war; diese Mauern

verschlossen den Gegenstand ihres Verlangens, den Unglücklichen unter Hunderten von Mitgefangenen, den zu retten sie gekommen war. Allein nur der Anblick dieser kalten Mauern, die stumm ihre Bewohner verschlossen, ward ihr gegönnt; nur die nackten, kahlen Wände durfte sie anstieren, aber die Seufzer nicht vernehmen, die innerhalb derselben ertönten; ihre Seufzer selbst wiederhallten ohne Erhörung an diesen Steinen, die ohne Gefühl und Empfindung waren, wie die Menschen, die sie bewachten.

Madelaine war ihrem Vater so nahe, und konnte ihn nicht sehen; konnte ihm nicht sagen, daß seine Tochter da sey, die so gerne für ihn sterben möchte. Ihre Augen netzten sich bald mit Thränen, und sie mußte nach Hause, um sich nicht zu verrathen; denn hätte sie einer der Unmenschen in der Nähe der Abtei weinen sehen — sie würde als Verbrecherin gebüßt haben.

Selbst die Mitleid'sthränen eines Kindes waren Verrath am Vaterland; so tief kann die Menschheit sinken, wenn Gott sie verläßt, weil sie ihn verlassen!

M a d e l a i n e kehrte trostlos nach Hause. Die festen Mauern und die zahlreichen Wachen schienen ihr jedes Vorhaben zum voraus zu vereiteln. Ihre Gebieterin ging heute früher, als gewöhnlich zur Ruhe, und M a d e l a i n e konnte sich in ihrem Zimmer unbeachtet nnd ungestört ihren Betrachtungen überlassen. Die Nacht war sternenhell; der Mond hatte seine silberne Scheibe als Leuchte der Nacht am Himmelsgewölbe ausgesteckt, und ging melancholisch seine ewig gleiche Bahn. M a d e l a i n e blickte hinaus und hinauf an den sternbesäeten Himmel, und bewunderte seine

Pracht. Gottes unendliche Güte und Allmacht riß sie hin, die Wunder der Schöpfung anzustaunen. „Der dieses Firmament über uns wölbte und all' seine Zierde aus Nichts schuf," sprach sie zu sich selbst; „der das Meer in seinen Ufern hält, und die Welt an ihre Bahnen fesselt — der Allweise und Allmächtige — soll die Mauern eines Menschengebäudes nicht zertrümmern, die verschlossenen Thüren nicht öffnen und meinen Vater nicht befreien können! O ich Kleinmüthige! Schäme dich, Madelaine! Vertraue, hoffe und harre, dein Gebet wird zum Thron des Ewigen dringen; deine Thränen werden getrocknet werden!"

Also sprechend warf sie sich auf die Kniee nieder, faltete ihre zarten Hände zum Himmel; richtete ihr thränenfeuchtes, blaues Auge aufwärts zu den Sternen, die so lieblich niederblickten, und betete also:

Vater in des Himmels Höhen,
Vater der Barmherzigkeit!
Höre eines Kindes Flehen,
Das im Unglück zu dir schreit!
Blicke auf mich Arme nieder,
Von dem gnadenreichen Thron,
Gib mir meinen Vater wieder,
Reiß ihn aus der Mörder Hohn!
Hab' Erbarmen mit dem Kinde,
Welches seinen Vater sucht!
Gib, daß ich den Vater finde,
Sey ihm hilfreich zu der Flucht!
Gib, daß ich an's Herz ihn drücke,
Netze mit dem Thränenstrom,
Daß ich nicht durch Unglück's Tücke

Einsam zu der Mutter komm'!
Gib mir Kraft zu meinem Wagen,
Gib mir sicheres Geleit,
Daß in diesen blut'gen Tagen
Werd' der Vater mir befreit!
Deinem Beistand will ich trauen,
Vater der Erbarmung voll!
Auf des Himmels Hülfe bauen,
Aus der immer Segen quoll.
Segen wird ja mir auch quellen,
Vater, von der Vaterhand,
Aus des Urlicht's Himmelszellen,
Aus dem wahren Vaterland.
O, ich lese in den Sternen,
An des Himmels hehrem Zelt,
An den lichten Aetherfernen,
Aus dem Umfang dieser Welt;
Gütig ist, der's All geschaffen;
Weise, der es unterhält;
Mächtig, der mit keinen Waffen,
Blos mit Wollen diese Welt
Seyd dem Anbeginn regieret,
In der schönsten Ordnung hält;
Alles zu dem Beßten führet.
Selbst wenn der Verstand uns fehlt,
Seine Ordnung zu erkennen,
Seine Weisheit einzuseh'n,
Müssen wir dennoch bekennen:
Alles ist zum Heil gescheh'n!
Nur nicht Kraft und Muth verloren,
Nur auf unsern Gott vertraut;
Ihn zum Schutze sich erkoren,

Auf ihn unsern Trost gebaut:
Dann kann nicht zu Schanden werden
Unser kindliches Vertrau'n;
Und nach mancherlei Beschwerden
Werd' ich meinen Vater schau'n!"

Das Gebet war hinauf gesendet zu den nächtlichen Sternen, hinüber in's Himmelland der Hoffnung und frohen Sehnsucht; allein die schnelle Aufwallung eines leuchtenden Trostes, der von Oben herniederfunkelte, war so schnell wieder aus des Mädchens Brust entschwunden, als sie dessen Herz erquickt hatte. Doch dieses Verschwinden war nicht von langer Dauer; es war nur die Folge einer plötzlichen Kleinmuth, welche sonst Madelaine fremd war; und dieser Kleinmuth war nur das Ergebniß der Betrachtung ihres Alleinseins, ihrer Schwäche gegen die Eisenriegel und Eisenherzen, die den geliebten Vater bewahrten. Sie hatte es nicht ganz erfasset, obwohl geahnet, daß fester Menschenwille ein Hebel ist, dem keine Last widersteht, und daß Standhaftigkeit bei einem Vorsatze auch die mangelnden Kräfte und Werkzeuge zur Ausführung gibt. Aber was vermochte sie allein? Wie sollte sie beginnen, die Einsame und Verlassene? Sie hatte keinen Freund, dem sie ihr Vorhaben entdecken; keine Freundin, in deren Herz sie den Kummer ihrer Wünsche ausschütten konnte. Camille schien für anderweitige Hülfe taub; er wollte sein eigen Glück nicht auf's Spiel setzen, und etwa mit seinem Kopfe das Leben seines Wohlthäters erkaufen. Er glaubte, genug gethan zu haben, und entließ die bittende Tochter jedes Mal ohne Trost und ohne Schimmer einer Hoffnung.

Und wen Anders kannte die arme Magd in dem weiten und volkreichen Paris? Welcher Sterbliche war hier zu finden, der gleichgesinnter Seele mit ihr den rauhen Weg ebnen, der ihr die Last des Kummers treulich tragen helfen wollte? Wer sollte sie unterstützen durch Rath und That in den Gefahren und Verlegenheiten, in welche sie bei Ausführuug ihres edlen Planes so leicht gerathen konnte? Zumal in einer Zeit, wo Menschenliebe mit dem Namen Vaterland'shaß belegt ward? Wo war ein Freund, der ihr Honig in den bittern Kelch des Lebens träufelte, und Balsam in die Wunden göße, die ihr das harte Schicksal schlug? Sie hatte Niemand, an dessen Herz sie ihren Kummer und Gram durch Thränen ausschütten, in dessen Brust sie die geheimen Leiden ihrer Seele niederlegen konnte.

Sie empfand nicht das Glück des Sterblichen, dem die gütige Hand der höchsten Liebe auch nur Eine treue Seele zugeführt hat, die sich mit Innigkeit an ihn anschließt, mit Liebe ihm vertraut, und seine Lebenstage mit aufrichtiger, zärtlicher Theilnahme erleichtert und versüßet, da doch der liebe Gott unser Herz empfänglich für fremdes Wohl und Weh, für Theilnahme geschaffen und uns das Verlangen eingepflanzt hat, uns an Andere innig anzuschließen, wodurch uns eine reiche Quelle süßer Freude, stärkenden Trostes und heilsamer Ermunterungen geöffnet worden ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Freundschaft.

„Tonnen Goldes hab' ich nicht zu geben,
Aber treue Freundschaft desto mehr!
Seyn dann immer meine Kasten leer,
Bleibt die Freundschaft nur in meinem Leben,
O, so dünkt mir keine Last zu schwer."

Kl. Schmidt.

Aber unsere Madelaine war bereits mehrere Wochen in Frankreich's Hauptstadt, und die Wunde, die ihr des Vaters tiefes Unglück geschlagen hatte, wollte nicht vernarben, sondern blutete immer stärker. Sie war ihm täglich so nahe und so ferne zugleich; so nahe den Steinen, die ihn verbargen, so ferne der Hoffnung, ihn zu sehen, zu trösten, zu umarmen, vielleicht gar zu befreien.

Eines Tages, als sie wieder ihren gewohnten Gang machte, hörte sie sich plötzlich angeredet: „Was mach'st du denn schon wieder da? Ich erblicke dich so oft vor unsern Thüren, daß ich glauben muß, dich treibt ein geheimer Beweggrund in diese Gegend." Das Mädchen, das also redete, war die Magd des Kerkermeisters der Abtei, und kehrte eben mit eingekauften Eßwaren zu dem Gefängnisse zurück. Madelaine ward durch diese unerwartete Anrede in eine

geheime Verlegenheit versetzt und suchte Ausflüchte. Doch die Sprecherin antwortete ihr in einem herzlichen Tone, ohne alles Arg und Falsch: „Habe keine Furcht, ich bin kein Spürhund, keine Creatur der Jakobiner. Wollte Gott, sie alle wären — doch stille! du möchtest mich vielleicht verrathen, und dann!“ —

„Ei, wo denkst du hin! versetzte Madelaine; sehe ich denn aus, als ob ich eines Verrathes fähig wäre? Ist auf meinem Gesichte nur der geringste Zug von Hinterlist geschrieben?“

„Behüte Gott!“ versicherte die Magd des Kerkermeisters. „Du hast gerade etwas sehr Anziehendes, das mich ungemein anspricht. Dein ganzes Wesen erregt Zutrauen; auf deiner unschuldigen Miene spiegelt sich der volle Abdruck einer guten, aufrichtigen Seele.“

„Sage mir also,“ fragte Madelaine mit anscheinender Unbefangenheit, wer sind denn diese Jakobiner, von denen du eben sprachst?“

Die Magd des Kerkermeisters, der bei diesem Namen das Herz blutete, brachte ihren Mund dicht vor der Fragerin Ohr, und flüsterte: „Ich wünsche diese Elenden sammt und sonders in's Pfefferland. Es ist ein namenloser Gräul', wie sie mit den Menschen umgehen. Da schmachten in unserm Kerker ehrwürdige Greise, denen ein in Tugend erreichtes Alter das Haar weiß gebleicht hat, da jammern wackere und brave junge Männer in der Fülle ihrer Kraft; da klagen Frauen, die als Vorbilder edler Weiblichkeit gelten können; da seufzen unschuldige Jungfrauen, denen kein anderes Verbrechen zur Last gelegt werden kann, als

daß sie die Töchter königlich Gesinnter sind. Sobald ein unglückliches Opfer dieser entmenschten Bösewichter in die Abtei gebracht wird, heißt sein Verbrechen „Aristokrat.“ Und alle müssen daran“ — da machte sie die Pantomine des Köpfens. — „Die abscheulichen, garstigen Jakobiner wissen nichts von Gerechtigkeit und Erbarmen. Sie sind taub gegen die Klagestimmen und Unschuld der Gefangenen; ihr Blutdurst wird nicht einmal durch so vieles Menschenblut gestillt; sie gleichen den Tigern, die aus Lust morden. O, wie oft habe ich schon über die nnglücklichen Geschöpfe geweint, welche in die Krallen und Klauen dieser Unmenschen gerathen, denn Alle, die hieher kommen, dürfen ihre Rechnung mit dem Himmel abschließen.“

„Du bist eine gute Seele,“ erwiderte Madelaine. Wie heißt du denn?“

„Ich heiße Louison,“ antwortete die Gefragte; und darf ich auch deinen Namen wissen, nette Schweizerin?“

„Mein Name ist Madelaine, entgegnete Fräulein von Albigny. Wollen wir nicht Freundinnen werden, gutes Mädchen?“

„Louison versetzte entzückt: „Du kommst meinem stillen Herzenswunsche zuvor, trauliche Alpenländerin! Hier nimm' meinen Händedruck; er sei das Siegel unseres Freundschaftbundes.“

„Und auch meinen Kuß,“ fuhr Madelaine fort; und die Lippen der beiden harmlosen Wesen erhärteten, was die Herzen in ihnen sprachen. Beide fühlten sich überaus glücklich, in dieser aufgeregten Zeit, wo nur die Schlechten sich verbanden, ein befreundetes Wesen

gefunden zu haben, an dessen Seite, in dessen Umgang sich die Seele von Bekümmerniß und Sorgen befreien, Erleichterung suchen und finden dürfte, wenn schmerzliche Gedanken sie niederdrücken. Denn eines treuen Freundes, einer treuen Freundin Busen ist der Sammelplatz jeder Tugend, wo das Eine oder das Andere seine empfindsamen Klagen ausschütten und sein Herz erleichtern kann von der niederdrückenden Last, worunter es schmachtet.

Mit solchen Gefühlen warmer Freundschaft trennten sich die guten Mädchen; denn Louison mußte an ihr Geschäft; sie hatte bald zu lange gesäumet. „Wir müssen uns für heute trennen, liebe Madelaine, sprach sie; doch morgen werden wir uns, wenn Gott will, wieder sehen. Komm' morgen um diese Zeit wieder hierher; dann gehst du mit mir in mein Stübchen hinauf, wo es wärmer und traulicher ist, als hier auf dieser windigen Straße. Nun lebe wohl!"

„Lebe wohl!" wiederholte Madelaine, drückte dem guten Mädchen noch einmal die Hand, und kehrte mit einer Empfindung nach Hause zurück, die nur der auszusprechen vermag, der, während er sich im Unglücke allein glaubt, plötzlich einen Freund gefunden hat, der gleiches Herzens ist.

„Nun wird es mir vielleicht gegönnt werden — sprach Madelaine im Heimgehen zu sich selbst, — meinen gefangenen Vater zu sehen. Mit Louison's Hülfe komme ich vielleicht in sein Gemach und kann ihn sprechen. O Himmel! wie unerforschlich sind deine Wege; wie unergründlich deine Absichten, die am Ende alle zum Ziele führen. O, was Herrliches ist es um

die Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer edlen und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das Bündniß, das unsere Seelen vereint."

Achtzehntes Kapitel.

Der Besuch.

„Zu einer wahren Freundschaft gehören vorzüglich drei Stücke: Tugend, Umgang und Gebrauch. Das Erste ist schön, das Andere angenehm, und das Dritte nothwendig."

Plutarch.

Gleichsam neu belebt war Madelaine in das Haus ihrer Gebieterin zurückgekehrt. Auf ihrem Angesichte strahlte das Bild eines erleichterten Herzens. Die Bürde des Zustandes zwischen Hoffnung und Zweifel ward wie weggehaucht von dem sanften Zephyr des tröstenden Gedankens: „Ich habe eine Freundin gefunden; sie wird mir behülflich seyn, meinen geliebten Vater zu sehen und zu retten."

Frau von Clair bemerkte alsbald mit Freude die frohe Stimmung ihrer Magd. „Junge Schweizerin!" redete sie selbe an, „dir muß heute ein unerwartetes Glück begegnet seyn; ich sah dich noch nie so munter, seitdem du mir dienst."

„Ich habe eine Freundin gefunden," erwiderte Madelaine; „ein gutes, edles Wesen, so milden, empfindungsreichen Herzens; Sie sollten sie nur sehen, und Sie würden mir Glück wünschen zu diesem Funde." —

„Gott gebe es,“ entgegnete die Gebieterin; „aber gar oft wird der arglose Freund von dem, den er seinen Freund nennt, nur getäuscht und mißbraucht, und bereut zu spät, daß er mit Uebereilung und ohne zu prüfen sein Herz der Tücke aufgeschlossen.“

„Nein, nein! rief Madelaine; Louison's Freundschaft entspringt einer edlen Quelle, dem reinen, aufrichtigen Herzen eines tugendhaften Mädchens. Das große, blaue, wohlwollende Auge, gleicht einer bethauten Kornblume in einem weißen Lilienstrauße, das blaue Auge kann nicht lügen, die heitre Stirn vom lichtbraunen Haar sanft beschattet, muß von einer schönen Seele so hell seyn, und Gefühl ist's, wodurch ihre Wangen so zaubern. Gnädige Frau, auf ihren reinen Wangen fließt so fein sich verlierend ein Schimmer von zarter Röthe in das Weiße, wie auf dem weichen Blümchen des schlanken Windekrauts.“

„Glücklich,“ versetzte Frau von Claire, dreimal glücklich der Mensch, den die gütige Hand der höchsten Liebe, wenn auch nur Eine treue Seele zugeführt hat, die sich mit Innigkeit an ihn anschließt, mit Liebe vertraut, und seines Lebens Tage durch aufrichtige, zärtliche Theilnahme erleichtert und versüßt! Gott hat nämlich unser Herz empfänglich für fremdes Wohl und Weh, für Theilnahme geschaffen, und uns das Verlangen eingepflanzt, uns an einander inniger anzuschließen. Dadurch ist uns eine reiche Quelle süßer Freuden, stärkenden Trostes und heilsamer Ermunterungen geöffnet; denn jene innige Harmonie der Seelen, jene Uebereinstimmung der Ansichten oder Gesinnungen und die daraus hervorgehende innigere Herzensverbindung, die wir Freundschaft nennen, gewährt uns der

Annehmlichkeiten, frohen Genüsse und Vortheile verschiedener Art unendlich viele, und wir haben alle Ursache, der Vorsehung zu danken, daß sie der Menschheit dieses kostbare Kleinod geschenkt, und ihr die Freundschaft als Freuden-, Trost- und Schutzengel auf der Reise durch's Leben beigesellt hat. Wirklich, unendlich viel würde diese Erde an Reiz und unser Leben an Bedeutung und Heiterkeit verlieren, wäre nicht der Genius der Freundschaft unser treuer Gefährte auf unserer irdischen Pilgerfahrt. Von ihm begleitet wandelt es sich leichter und angenehmer durch dieses Thal der Prüfung. Ich habe es empfunden, und gedenke noch mit Freude meiner Jugend, wo eine treue Freundin alle meine Gedanken theilte und wir die manchen Widerwärtigkeiten durch gegenseitigen Trost erleichterten. Ich ward damals recht unaussprechlich glücklich; denn ich hatte glücklich gewählt. Sey auch du recht glücklich in der Wahl deiner Freundin, und sie versüße dir den Aufenthalt in dieser von Schrecken und Jammer erfüllten Stadt!"

„Ich fühle mich sehr glücklich," antwortete die gute Schweizerin, und bitte Euch recht herzlich um die Erlaubniß, meine von der Arbeit freien Stunden mit meiner Freundin zubringen zu dürfen."

„Das kannst du," entgegnete die alte Gebieterin, „nur bleibe mir, wie bisher, genau und fleißig in deinem Dienste!"

„Sie sollen keine Klage gegen mich finden, edle Frau," versetzte Madelaine, wünschte eine gute Nacht, und begab sich in ihr Schlafkämmerlein. Hier knieete sie wieder nieder, betete, bis später der sanfte Schlaf sie einwiegte.

Kaum graute der Morgen und mit ihm begann das Lärmen und Rasen in der blutgedüngten Stadt, als Madelaine erwachte und die gewohnte Arbeit des Tages mit erneuertem Eifer begann, um heute früher, als sonst fertig zu werden, und ihre Freundin Louison zu besuchen. Sie fand sie wirklich früher, als beschlossen war, an dem bestimmten Platze. Ein herzlicher Gruß und ein Händedruck war der Willkomm' der beiden Freundinnen.

„Es ist heute sehr kalt," begann Louison; „komm' daher mit mir auf mein Zimmer, wo ich mit Charpiebereiten beschäftigt bin; du kannst mir helfen, denn die vielen Verwundeten in den Kerkern und Spitälern bedürfen eine große Masse von Charpieen; es geht uns bald die Leinwand aus.

„Gerne folge ich dir, liebe Louison," versetzte Madelaine, „und werde an dieser Arbeit einen thätigen Antheil nehmen." Mit diesen Worten eilten die guten Mädchen durch das blutbefleckte Thor der Abtei, und begaben sich in das Stübchen, in welchem Louison arbeitete. Die Frau des Kerkermeisters war ihrer treuen Magd gewogen, und kümmerte sich wenig um die Besuche, welche Freundinnen dem unschuldigen Mädchen machten.

Die beiden Mädchen saßen geschäftig bei der Arbeit, da begann die Magd des Kerkermeisters, indeß sich eine Thräne über ihre Wange schlich, also:

„Liebe Freundin! Siehst du die kahlen Mauern, worin so viele unschuldige Opfer schmachten? Hier weile ich bereits über zwei Monate; die Stunden und Tage schwinden mir bange dahin, und nur das Gefühl, einem Unglücklichen seine Leiden etwas versüßt zu

haben, macht mich der Zeit vergessen, die ich im elterlichen Hause verlebt habe. Nur der Tod meiner lieben Eltern und der strenge Befehl meines unerbittlichen Onkels haben mich in diese Mördergruben verbannt. O Madelaine, der Tod guter Eltern ist ein unersetzlicher Verlust. Beschränkte Vermögensumstände und Sorgen waren eine kleine Noth gegen den Harm des Herzens um die theuren Begrabenen."

„In der ersten Zeit nach dem Tode meiner Eltern war ich fast trostlos; ich schien kalt und kraftlos, wie ein Schatten, welkte sichtlich, wie eine zarte Blume in der Hitze und man fürchtete für mein Leben. Gebt acht, sagten die Landleute,. Louison stirbt auch, sie war ihrer Eltern Liebling; wißt ihr wohl, wie sie schon als Kind nicht von ihnen wich, auf dem Wege von der Kirche sich an ihre Kleidungsstücke hängte, wenn sie in's Feld gingen, an ihrer Hand einherhüpfte, und noch als erwachsene Jungfrau sie immer begleitete, wie ihr Schatten? Ja, ja, raunte leise der Aberglaube, die Eltern ziehen die Tochter nach; habt ihr nicht gehört, die Flittern der jüngsten Todtenkrone in der Kirche sollen geknistert und die Bänder daran geflattert haben, gewiß, sie stirbt auch."

„Ich weiß nicht, ob zum Glücke oder Unglücke, — doch zum Glücke, denn ich kann Trost spenden, kann dich meine Freundin nennen — hatte der Aberglaube hier, wie gewöhnlich, Unrecht. Die Zeit des ersten Wehes war vorübergeströmt, und bereits ein volles halbes Jahr nach dem Tode des Vaters vergangen, und ich lebte noch. O, der Mensch kann viel Schmerz aushalten! Freilich war mir die Zeit wie ein schwerer Traum, ohne deutliche Beachtung verschwunden.

Sonst nämlich sah' ich an jeder Wiesenblume meine Lust; dießmal hatte ich es kaum bemerkt, daß Blumen blüheten und die Wiesen so bunt waren. Ich wandelte sonst so gern zwischen den Getreidefeldern, wenn der hinlaufende Glanz wellengleich über das grün und röthlich und silberfarbig schillernde Halmengewimmel wogte, und das sanft säuselnde Flüstern der Saaten mit dem Wirbeln der steigenden Lerche und dem Schwirren der Grillen den Hörer in süße Ruhe wiegten. Da ließ ich sonst meine Hände immer lange auf der weichen Wallung der Aehren hingleiten, und freute mich schon darauf, daß ich jedem Armen ein großes Stück Brod geben könne; aber heuer waren die Saaten mir so unbemerkt gewachsen, gereift und abgeerntet, als irgend einem Städter."

„Mit dem Beginne des Herbstes aber hatte ich mich allmählig gefaßt, mein Schmerz war in mildere Wehmuth zerflossen, und ich fing an, wieder aufzublühen. Da erschien meines Vaters Bruder in dem elterlichen Hause, und verkündete mir mit kalter Miene und barscher Stimme, daß ich das Haus verlassen und zu meiner Base, der Gefängnißwärterin hier gehen müßte, weil das Haus auf Andrängen der Gläubiger meiner Eltern verkauft würde. O der Grausame! Ich fiel ihm zu Füßen, netzte den Fußboden des Zimmers mit meinen Thränen — allein er blieb unerbittlich. Er gönnte mir eine Frist von acht Tagen, um mich zur Reise nach Paris vorzubereiten."

Eine Thräne netzte jetzt Madelainens Auge, und sie stöhnte: „O arme Louison!" Diese aber, gleichsam durch das Unglück ermuthigt, fuhr weiter: „Bald, nur zu bald nahte die Zeit, wo ich von dem Dörfchen,

meiner Heimath, scheiden sollte. Meine ganze Jugend stellte sich mir da wie in einem Bilde vor Augen. Ich ging zu den Gespielinnen meiner Jugend, um von ihnen Abschied zu nehmen. Dann ging ich noch einmal im ganzen Hause herum, gleichsam als müßte ich selbst von den leblosen Gegenständen Abschied nehmen. Selbst das unbedeutendste war mir da unbeschreiblich wichtig, weil ich daran eine Menge von Vergangenheiten auffrischte. Lange weilte ich in der Stube meiner seligen Eltern. Dahin trug ich so Vieles zu ihrer Erquickung; da blieb ich so oft stundenlang an ihrer Seite sitzen; da begoß ich am Abende die Levkojen und Nelken vor ihrem Fenster. Jetzt hallte das öde Gemach unter meinem Tritt, und die Blumenbeete vor dem Fenster lagen leer."

„Wenn angstvolle Unruhe den Kummervollen umhertreibt, dann sucht er in dunkler Erwartung ehemaliger Freuden die Oerter, wo ihm einst wohl war, und seufzt um so tiefer, wenn er das nicht mehr findet, was sonst ihm entgegen kam. So auch ich. — Im bangen Grame erstieg ich den Boden, und stand lange am Fenster. Da lauschte ich sonst manchmal, wenn ein Besuch aus der Stadt kommen wollte; dahin lief ich, wenn die süßen Gäste aus Paris erwartet wurden, und heftete die Augen auf den Weg, auf dem sie kommen mußten. Sah ich endlich die Kutsche in grauer Ferne, dann sprang ich entzückt die Stufen hinab, und rief schon von weitem: Sie kommen, sie kommen! und eilte mit meinem Vater den Ersehnten zum fröhlichen Willkommen entgegen. Jetzt aber blickte ich beklommen herab, wie ein junger Seefahrer vom Schiffe auf das

gränzenloose Meer, und seufzte hinaus in die trübe herbstliche Gegend."

„Schweren Herzens schlich ich dann zurück und über den Hof, und die Vorstellungen, wie die muntern Kühe früh zur Weide sprangen, wann im stillen Dorfe nur erst die Schwalben unter den Dächern laut zu werden begannen; wie am Abend das Vieh mit seinem Glockengeläute schwer wandelnd heimkehrte, wie die belasteten Erntewagen sich knarrend nach der Scheuer schleiften, begleiteten mich in den Garten. Ach, da entwickelte sich an jedem Baume eine süße Erinnerung; da erneuerte sich bei jedem Stachelbeerbusche das Bild einer fröhlichen Jugendbegebenheit, an jeder Stelle, wo einst ein Vogel nistete, ein sanftes Gefühl aus dem Traume meiner Kindheit, an jedem Rosenstrauche das Andenken an eine selige Scene."

„Wankend und langsam, als würde ich von etwas gehalten, trat ich zuletzt durch die Hinterthür des Gartens auf den friedlichen Kirchhof. Jeder heitere Nachmittag, an welchem, hier von mir geleitet, Fremde die Schrift der Leichensteine lasen, jeder mondhelle Abend, an welchem durch das bleiche, über den stillen Acker ausgegossene Licht und eine einsame Linde ihre langen Schatten erstreckten, jede kühle, späte Stunde mit ihren leisen Schauern, in welcher ich hier mit dem Vater und der Mutter unter traulichem, oft lehrreichem Gespräche zwischen den Nesseln und Disteln der Gräber hinwandelte, indeß der erfrischende Hauch der Sommernacht in den Bäumen umher athmete, wie ein himmlisches Geflüster, stand wieder vor mir, und in dem Grabe der Eltern mir Alles, was ich verlor. So hattet ihr, Gute, dachte ich, hienieden kein Eigenthum,

als euer Grab? Ach, die Menschen haben hier nichts, was sie behalten, als ihr Grab! Schlaft wohl, ihr Theuren, schluchzte ich, in euerm finstern Lager, auf der stillen Stätte, wo ich mir immer auch mein Grab dachte; schlafet wohl, liebe Eltern, und euern seligen Geist beschäftige nie der Gedanke, wie eure Tochter um euch trauert, wie sie unberathen scheidet von ihrem unvergeßlichen Dorfe, wo mir keine Behausung bleibt und nicht einmal ein Grab an eurer Seite! Ach, wer weiß, wo ich einst fern von euch unter fremden Menschen eingesenkt werde! Zitternd und mit schwimmenden Augen brach ich hastig eine Sprosse Wermuth von dem Hügel, und barg sie an meinem klopfenden Busen. Dann riß ich mich los und begann schnell, wie wenn man durch rasche Tritte sich gegen eine Empfindung stärken will, zurückzugehen. Aber oft stockte ich im Gehen und sah mich um, und hing an allen Gegenständen umher, winkte jedem einem Abschied zu, und faßte sein Bild so innig auf, als bliebe mir auf die ganze Zeit kein Genuß mehr, als die Schatten dessen, was ich sonst hatte."

„Am folgenden Morgen früh ging ich mit einer Bauernfrau trübe und ernst, als führe der Weg wirklich in ein Gefängniß — o der bangen Ahnung! — nach Paris. Weißliche Stoppeln starrten am Boden von glänzenden Faden der Herbstspinne dicht überwebt, und von falben Blättern bedeckt; durch die Luft wiegte sich schwirrend das welke Laub; dünn und schmucklos waren die Hecken und unbelebt, wenn nicht hin und wieder ein verspätetes Rothkehlchen klapperte; bleich und erkrankt standen alle Pappeln, nur daß hie und da die äußersten Blätter noch frisch waren und die

gelben Bäume mit grünen Kränzen umschlangen, und in ihren Zweigen rauschte der Herbstwind, wie ein sanfter Regen. So vergeht denn Alles, wie meine Freude, dachte ich, und wandelte..."

„O unglückliche Stunde'" seufzte sie auf einmal.

„Was ist dir, liebe Louison?" fragte tief gerührt Madelaine.

„Hast du die Schelle nicht gehört?" versetzte Louison. „Sie ruft mich zu einem schmerzenden Geschäfte. Die armen Unglücklichen! Ich werde ihnen Wasser und Brod bringen. Du, liebe Freundin, bleibe indeß hier auf meinem Zimmer, bis ich zurückkomme!"

„Ich begleite dich, gute Louison," sprach jene; ich will mit dir den Unglücklichen Trost bringen."

„Nein, bleibe," entgegnete Louison; „der Anblick des Jammers und des Elendes müßte dein empfindsames Herz zu tief ergreifen und erschüttern. Darum weile lieber hier, bis deine Freundin den baldigen Schlachtopfern ihre karge Labung gereicht hat."

Mit diesen Worten eilte sie die Treppe hinab, nahm das mit Brod gefüllte Körbchen und den steinernen Wasserkrug und ging durch die mit Wachen besetzten Thore an der Seite des Kerkermeisters in das ihr bekannte Gefängniß.

Madelainens Herz blutete, sie wäre so gerne in die kalten Mauern gegangen, wo sie ihren Vater eingekerkert wußte; hätte vielleicht das Glück gehabt, den lang Vermißten zu sehen, zu grüßen, mit ihren Thränen seine Wangen zu befeuchten oder die Thränen

von seinen Augen zu küssen. Sie seufzte in dem stillen Kämmerlein; aber bald kehrte die frühere Ruhe wieder zurück; sie faßte Muth, um sich noch nicht zu verrathen, und dadurch etwa die Absicht ihres Hierseyns zu vereiteln.

Neunzehntes Kapitel.

Albigny im Kerker.

„Ein liebevolles Kindesherz
Fühlt zehnfach seines Vaters Schmerz,
Es kann nicht seine Klagen
Fühllos und kalt ertragen.
Ein Kind, das seinen Vater liebt,
Ist's, das sein Leben für ihn gibt."

Eine halbe Stunde war entschwunden, und die Schweizerin harrte noch immer auf Louison's Stübchen der Zurückkunft der Freundin, um mit ihr das Gespräch auf die Gefangenen in der Abtei zu lenken. Auf einmal öffnete sich die Thüre und die Erwartete trat ein. „Madelaine, grüßte sie, „liebe Madelaine, ich bin heute länger ausgeblieben, als gewöhnlich. Ich bewunderte heute einen Gefangenen, der mit beispiellosem Gleichmuthe sein trauriges Loos zu ertragen scheint. Höre nur: während Andere über ihr Schicksal murren und die bittersten Klagen ausstoßen, entfährt kein Seufzer, kein Murren seiner Brust! „Wie ruhig nehmen Sie die karge Kost hin," sprach Herr Baisard, der im nämlichen Gefängnisse auf seinem Strohlager schmachtet, heute zu seinem Mitgefangenen; Sie scheinen mit Ihrem Schicksal ganz vertraut zu seyn; nie höre ich Sie murren oder über erfahrenes

Unrecht klagen. Woher kommt diese frische Geduld, woher der Gleichmuth bei so unverdienten Leiden, bei dem bald kommenden Tode?“

„Und was, glaubst du, hat der edle Mann geantwortet? Höre und staune mit mir! Der Mann, sprach er, muß der starken Eiche, nicht dem schwachen Schilfrohr gleichen: Dem Adler, nicht den schwachen Vögeln. Mein Leiden bringt mir keinen Schmerz; denn ich habe solches Leiden nicht verschuldet. O, wie glücklich bin ich, daß ich unschuldig leide! Die Unschuld ist eine ewig rinnende Quelle von Trost und Beruhigung. Ungerechtigkeit kann uns unser Vermögen nehmen, Verläumdung unsere äußere Ehre verdächtig machen, Bosheit, Arglist und Feindschaft können uns jeden Genuß der wohlerworbenen Güter verbittern; Gewalt kann sogar unsere freien Hände in drückende Ketten zwingen: aber Ungerechtigkeit, Verläumdung, Bosheit, Arglist, Feindschaft und Gewalt sind nicht vermögend, uns die Empfindung unserer Unsträflichkeit zu nehmen, noch die sanften Eindrücke auszulöschen, die jede gute Handlung in unsere Seele gegraben hat. Die Leiden der Unschuldigen haben etwas Heiliges, etwas Ehrwürdiges, selbst für den Lasterhaften; ihr Unglück locket Thränen aus den Augen derer, die Gefühl haben; es gibt ihren Ketten eine Würde, und löschet alle Schande von ihrer Gefangenschaft aus; aber der Schuldige, der Lasterhafte sinkt, ohne unterstützt; liegt, ohne geachtet; weinet, ohne bedauert zu werden. Die Ketten, die er trägt, sind die schimpflichen. Er war auf dem Gipfel des Glückes der Fluch, und ist im Elende die Verachtung der Welt. Die Menschenliebe wendet von ihm die Augen weg, und

überläßt ihn der Gerechtigkeit; und was die Vollendung seiner Pein ist, — sein eigenes Herz sagt ihm, daß er es so verdient."

„Ja," erwiderte Baisard, „wer mit seinem Herzen und seinem Gewissen befreundet ist, dem fehlt es nie an einem treuen, kraftvollen Freunde; und wer sich mehr auf sich selbst, als auf Andere zu verlassen gewohnt ist, sieht sich selten verlassen."

„Und nur der ist unglücklich," unterbrach ihn der Mitgefangene, „der sich unter den Streichen der Zufälle beugt, und nicht tapfer genug ist, widrigen Schicksalen ein mit Geduld gerüstetes Herz entgegenzustellen. Man kann der menschlichen Schwachheit ein Gefühl, eine Thräne erlauben: aber verzagen oder gar verzweifeln, sollte nur der Zustand einer Seele seyn, welche in sich, in dem eigenen Bewußtseyn ihrer Tugend, keine Quelle des Trostes mehr findet."

„Ein hochherziger Mann," sagte Madelaine; weist du vielleicht seinen Namen?"

„Das nicht, war die Antwort; aber das Kleid, so er trägt, ist gewiß nicht aus der eigenen Garderobe. Wie sollte ein blau und weißgestreifter Zwillichkittel das gewöhnliche Gewand eines so edelgesinnten, starkmüthigen Mannes seyn. Ueberhaupt läßt sich aus der strengen Bewachung dieses Gefangenen schließen, daß er vom hohen Stande und seine Haft den Jakobinern von Bedeutung ist."

Madelaine verbarg einen tiefen Seufzer in ihrem Busen, und fragte mit stammelnder Stimme und sichtbar bewegtem Herzen: „Also einen blau-

und weißgestreiften Zwillichkittel trägt dieser Gefangene?"

„Du scheinst angegriffen," sagte die Gefragte. Hast du wohl Interesse an diesem Gefangenen?"

„Gewiß, liebe Louison," versetzte jene. „Sollte denn das Unglück eines so edlen Mannes kein Mitgefühl, keine Rührung in meinem empfindsamen Herzen erwecken? Wie glücklich wäre ich, ja glückselig würde ich mich nennen, dürfte ich diesen Mann nur einmal sehen.

„Das ist unmöglich," entgegnete Louison. „Der Besuch dieses Gefängnisses ist nur den Jakobinerhäuptern, dem Kerkermeister und seinen Dienern erlaubt; und weil der Kerkermeister ein naher Verwandter, und von meiner Treue überzeugt ist, so darf ich, ich — ich möchte allemal darüber weinen, — die schmale Kost in einige Kerker tragen."

„Also keine Möglichkeit, keine Aussicht, keine Hoffnung für mich, je einen Gefangenen zu sehen?" fragte Madelaine, indem sie eine Thräne aus ihrem Auge wischte.

„Liebe Freundin, entgegnete Louison, sehne dich nie nach der Stunde, die Gefangenen anders zu sehen, als wann sie zur Schlachtbank geführt werden. Und ein solcher Anblick muß dir das Herz brechen. Nur zu bald wird die bang geahnte Zeit nahen, wo die unglücklichen Gefangenen bluten werden."

„Du erfüllest mein Herz mit Grauen, gute Louison," schluchzte Madelaine. „Ich muß dich jetzt verlassen; es treibt mich fort, fort aus diesen schrecklichen Mauern. Lebe wohl! Morgen sehen wir

uns, wenn Gott es will, um die nämliche Zeit wieder."

„Komm nur, wenn du Zeit hast, erwiderte jene, deine Gegenwart ist mir immer angenehm und willkommen."

Zwanzigstes Kapitel.

Das Widersehen.

„Den Eltern hülfreich beizustehen,
Wenn sie in schwerem Leiden gehen,
Ihr Retter und ihr Helfer werden,
Dies sey mein größtes Glück auf Erden.

Der matte Frühstrahl der Wintersonne drang spärlich durch das vergitterte Fensterchen des Schlafkämmerleins, in welchem Madelaine eine schlaflose Nacht durchweint hatte. Der Grabeshauch des Frostes hatte auf des Fensterchens Scheiben zierliche Blumen gezaubert, da eilte die besorgte Tochter von der bangen Ahnung der Hinrichtung ihres Vaters tief erschüttert, zu den Jakobiner Camille. Sie wurde gleich vor ihn gelassen. „Mein Herz," hob sie an, „will mir zerspringen; Freund meines Vaters, nehmen sie die bange Sorge von meinem gepreßten Herzen, daß mein Vater hier sterben, unschuldig sterben muß."

„Wenn die Zeit nahet, wo die von der Versammlung Verurtheilten sterben müssen, ist mir kein Mittel mehr gegeben, Einen aus ihnen zu retten. Ich allein bin nicht im Stande, gegen den wüthenden Strom anzudringen, der alle Aristokraten und Royalisten mit sich fortreißt und verschlingt. Suchen Sie, ich beschwöre

Sie im Namen ihres Vaters, aus der Stadt zu kommen, damit nicht ein ähnliches Gewitter über Ihrem Haupte sich zusammenziehe und Sie vernichte. Wird Ihr Name verrathen, so sind Sie verloren. Ihr Name allein ist Ihr Todesurtheil‘“ war Camille's Antwort.

„Wenn ich meinen Vater nicht mehr retten kann, wenn meine Thränen kein menschliches Herz mehr rühren, so gönnen sie mir wenigstens die Gnade, daß ich meinen Vater nochmal sehe, daß ich seinen Segen empfange, und, mit dem Vatersegen beglückt, entweder mit ihm sterbe, oder vaterlos meiner Mutter Stütze und Trost im Alter werde!“

„Wie können Sie unerkannt den Vater sprechen? Wie dem gewissen Tode sich in die Arme werfen? Was wollen sie beginnen?“ fragte der erstaunte Camille.

„Eine Freundin in des Kerkermeisters Haus wird mich begleiten; mit ihr gehe ich, von den Wächtern als eine Gehülfin Louison's betrachtet, in den Kerker, und kehre ohne Verrath zu meiner Herrin zurück.“

„Trauen Sie keinem Freunde,“ versetzte jener, „bis Sie ihn nicht geprüft haben; an der Tafel des Gastmahls gibt es mehrere derselben, als an der Thüre des Kerkers.“

„Von Louison's Freundschaft bin ich überzeugt,“ sprach Madelaine; „haben nur Sie die Güte, mir die Zusammenkunft mit meinem Vater möglich zu machen; denn wie mir meine Freundin sagte, darf kein Mensch ohne Erlaubniß die Kerkermauern besuchen.“

Camille setzte sich, nahm Tinte, Feder und Pa-

pier, und schrieb einige Zeilen an den Kerkermeister der Abtei, worin diesem erlaubt wurde, der Ueberbringerin des Schreibens den Zutritt in das Gefängniß zu gestatten.

„Weil meine Mahnungen fruchtlos sind, und Sie mir den Vorläufer zu ihrem Verderben abdrängen, so ziehen Sie hin," sprach Camille mit zürnender Miene; aber nie komme ein Vorwurf auf mich, daß ich Ihr junges Leben geopfert."

„Nur Dank, ja Dank noch wird Ihnen meine ersterbende Stimme stammeln," erwiederte Madelaine, welche von dem Gedanken, ihren Vater sehen zu können, hoch beseelt, Camille die Hand küßte, und, wie ein entfesselter Gefangener dem Kerker entflieht, dem Kerker zueilte.

Camille blickte ihr nach, und sprach bei sich selbst: „Arme Thörin! Mich dauert dein junges Blut. Es wäre dir besser gewesen in der Nähe deiner Mutter, als in jener deines Vaters. Wirst du erkannt, — und das wirst du — so bist du den blutigen Händen der Würger verfallen."

Indeß war Fräulein von Albigny froh und hoffnungsreich in der Abtei angelangt. Sie eilte in das Stübchen ihrer Freundin, und erzählte ihr, wie sie nun den bewußten Gefangenen sehen dürfe. „Hier, sprach sie, ist ein Billet von Camille an deinen Herrn, den Kerkermeister der Abtei."

Von Camille? unterbrach sie die erschreckte Louison; wie kommst du zu diesem Unmenschen? Er ist einer von der wilden Rotte, deren Religion und Recht an Piken wohnt, die von Menschenschädeln überschattet sind, deren Gesetztafeln Morddolche und deren Tinte

Bürgerblut ist. O Madelaine! wie blutet mir mein Herz, wie sehr bin ich von Schmerz durchdrungen, indem ich solchergestalt das Verbrechen triumphiren, und die Unschuld unterliegen sehe. Ein Trauerflor scheint mir die Abtei zu umhüllen und eine Grabesstille die baldige Blutscene zu verkünden. O der böse Camill! Trau ihm nicht, er spricht von Tugenden und begeht alle Verbrechen."

„Mir wenigstens hat er bisher kein Leid zugefügt," antwortete traurig die Schweizerin. „Doch, liebe Louison, gehen wir zum Kerkermeister, daß er mir das Gefängniß öffnet, in welchem der Gefangene mit dem blauweißen Zwilligkittel schmachtet."

„Du hast ein Geheimniß auf deinem Herzen," sprach Louison; Madelaine, du verbirgst einer Freundin, was dich quält. Sei offen, erschließ mir dein Inneres; ich will ja mit dir deine Leiden, deine Freuden, deine Hoffnungen theilen."

„Liebes Mädchen," entgegnete diese, bald, bald, in wenigen Minuten sollst du meines Herzens Stimme hören, ja auf meiner Stirne lesen, wenn je die Ahnung, die süße Hoffnung mich nicht bitterlich täuscht. Doch jetzt komm' und verzögere nicht die Lösung des Räthselhaften meines Benehmens."

Die beiden Freundinnen eilten erwartungsvoll zum Kerkermeister. Dieser übergab Louison, seiner treuen Magd, die Schlüssel zum Gefängnisse.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre des Kerkers. Welch' ein herzdurchschneidender Anblick! Vier feuchte Steinwände — an welchen Tausende von Kristallen in duftigen, sammetweißen Flocken-Tapeten glitzerten, dergleichen keines Menschenkunst je für Kö-

nigshäuser zu schaffen vermocht hatte. Und doch war der Aufenthalt, welchen die allschaffende Natur so reizend geschmückt hatte, kein Königssaal, keines Glücklichen Wohnung, sondern ihr Gegentheil, das Haus mit Unrecht Verhafteter, das unerwünschte Obdach unglücklicher Opfer der Wuth und Grausamkeit entmenschter Canibalen, mit einem Worte ein Kerker. Und zwei Männer theilten sich in dem engen Raume, den zwei Holzbänke, mit halb vermodertem Stroh beschüttet, noch mehr beschränkten; der Eine noch eher ein Jüngling, strotzend von Kraft; der Andere ein Mann von reiferem Alter, ernst und schweigsam. Madelaine heftete ihren unverwandten Blick auf den Letztern; doch dieser schenkte ihr wenig Aufmerksamkeit, und blieb im Lesen vertieft. Auf einmal rief Madelaine „Herr von Albigny!

Der Genannte blickte betroffen auf, erhob sich von der Holzbank und mit den Worten: „Madelaine, mein Kind! Mein Vater! lagen sie sich in den Armen. Die Tochter senkte ihr schwermüthiges Haupt an des Vaters Brust; leise Klagen flohen von den bebenden Lippen, und ein unnennbares Wehe schwellte ihren Busen.

Louison stand wie gebannt. Sie sah, und konnte ihren Augen kaum trauen. Vater und Tochter sich in den Armen liegend! Tiefe Stille herrschte einige Augenblicke, die endlich durch tiefe Seufzer und gestammelte Worte allmählig unterbrochen wurde.

Madelaine netzte ihres Vaters Brust mit Thränen des Schmerzes und der Freude, die gleich einem perlenden Quell' aus ihren Augen rollten. Sie war so glücklich an der Brust des wiedergefundenen, noch

lebenden Vaters. Sie beschäftigte nur der Gedanke: Ich habe meinen Vater, meinen geliebten Vater wieder! Und wie schnell, wie unerwartet verwandelte sich dieses selige Gefühl in den herbsten Schmerz. Sie blickte auf, sie schaute um sich — und vier eiskalte Wände, ein Lager von Stroh sind die Wohnung, die mit Eisenriegeln versperrte und mit Eisengittern versehene Wohnung des Geliebten!

„Was thust du, mein Kind?“ begann nach langem, herzzerknirschenden Schweigen der Vater: „Du hast deine Mutter verlassen, und willst mit mir sterben?“

„Nein, Vater, nein! bester Vater! Ich bin gekommen, Sie zu retten, Sie der Mutter wiederzugeben, und sollte ich's selbst mit meinem Leben. Sie dürfen mir in diesen Mauern nicht verschmachten, nicht das Blutgerüste besteigen. Ich will für Sie das Opfer werden; mich sollen die Unmenschen statt Ihrer schlachten.

„Gutes Kind! Aus diesen Mauern führt kein Weg der Rettung. Der Weg, den die Gefangenen aus diesem Kerker machen dürfen, ist der Weg zum Tode. Darum entferne dich aus diesem schauerlichen Orte, fliehe aus dieser mordbefruchteten Stadt nach den friedlichen Gebirgen, und sey deiner Mutter Stütze und Trost, wann ich nicht mehr bin.“

„Ich kann Sie nicht verlassen, Vater, weinte die zärtliche, von kindlicher Liebe belebte Tochter. Ich will Sie wenigstens trösten, wenn ich nicht retten kann. Es ist ja ein herzlicher Trost, wenn wir im Leiden sehen, daß Andere mit uns leiden. Die Thränen des Mitleidens sind Linderungsmittel für die Schmerzen unserer Wunden. Der Anblick gerührter Freunde, die

uns mit Zähren von ihrer Liebe überzeugen, richtet uns sehr auf, selbst dann, wenn sie uns nicht helfen können."

„Bemitleide mich nicht, meine Tochter! Freue dich, daß dein Vater unschuldig leidet, und mit einer Seelengröße, die das Unglück stärkt und die Tugend gibt. Glaube mir, Unglücksfälle sind Lehren vom Himmel, der uns würdiget, die Funken der Tugend, welche in unserer Brust schlafen, zu wecken, und alle die großen Gesinnungen, wozu die Natur die Anlage in uns gemacht hatte, aus ihrer Verborgenheit hervorzulocken, und durch Ausübung zur Fertigkeit zu machen. Aber unter vielen andern Vortheilen gibt uns das Unglück auch Gelegenheit, vorzügliche Tugenden zu zeigen. Der Ueberwinder der Welt ist kein so großer Mann, als der unschuldig Leidende, der allen seinen widrigen Schicksalen eine standhafte Geduld entgegensetzt. Demüthige Geduld gegen die Verhängnisse des Himmels, standhafte Größe gegen die Angriffe der Menschen; Wohlthätigkeit gegen seine Feinde; eine ruhige Zufriedenheit mitten unter den Ungewittern, welche glänzenden Vorzüge eines Menschen! Wer kann denen, die unschuldig litten, und über alle Leiden erhaben waren, die Bewunderung versagen?"

„Mit welcher Geduld haben nicht die heiligen Märtyrer für ihren Glauben gelitten? Wer nennt nicht mit Ehrfurcht die Namen eines Sokrates, Phokion, Montrose? Und glaube nicht, mein Kind, daß diese, die ich genannt habe, die einzigen sind, welche den nachfolgenden Enkeln Beispiele der Größe zur Bewunderung aufstellten. Sie ist noch nicht ausgestorben diese hohe, Ehrfurcht erweckende Tugend; sie

zeigt sich auch jetzt noch in deinem Vaterlande, jetzt unter Empörungen, Verfolgungen, Bürgerkriegen, wo der Grimm der Parteien, der blutdürstige Abfall von der Religion Gottes und die racheglühende Gottesläugnung, der grausame Privathaß wüthen, wo alle Leidenschaften zügellos, alle Rechte aufgehoben sind, und die Gewalt allein Gesetze gibt. In solchen Zeiten ist der Tod rühmlicher, als der Abfall von Gott und seinem Könige.

„Also nicht bleiben, nicht ihre Leiden theilen darf ich? Allein muß ich Sie hier im Unglücke lassen? O mein Vater! welche Nachricht werde ich meiner Mutter bringen?“

Daß dein Vater noch lebt, daß er zu sterben bereit ist, wenn nicht der Himmel unerwartete Rettung sendet, und mich Euch wieder gibt.“

Also sprechend segnete er seine Tochter, welche seine Kniee umklammerte, dann mit gefalteten Händen gen Himmel blickte, wobei das spärlich hereinfallende Sonnenlicht im feuchten Thau ihrer Wimpern wiederglänzte, und endlich gesegnet aufstand, sich an des Vaters Brust warf und ihn umfaßte, wie ein Epheu die Eiche umrankt, von der er sich nicht trennen will, sondern mit der er stirbt.

Kein Auge war thränenleer. Ein solches Scheiden vermag keine Feder zu schildern, keine Zunge zu erzählen. Die Herzen empfanden die Rührung, den namenlosen Schmerz.

„Lebet wohl, Vater! Lebe wohl, mein Kind!“ waren ihre letzten Worte. Die Kerkerthüre fiel zu; die Riegel klirrten in ihre Fugen, und Madelaine

wankte, wie ein verwundetes Lamm, an Louison's Seite in das bekannte Stübchen.

Hier warf sie sich auf das nahe Bett hin, um ihren Thränen vollen Lauf zu gönnen, und so ihr gepreßtes Herz zu erleichtern.

Louison war tief gerührt. Sie wollte ihre Freundin nicht trösten, denn sie wußte, daß Trost bei der höchsten Stufe des Jammers und Schmerzes keine Linderung bringt. Sie hatte gesehen, gehört, und nahm an den Leiden Madelainens und ihres Vaters einen Antheil, wie ihn eine gute Seele nur empfinden kann.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Reue.

„Hüte dich, der Rachegierde eine Freistätte zu öffnen; du würdest sie der Qual öffnen; sie würde dein gutes Herz verderben. — Gelegenheit zur Rache suchen, ist sich selbst eine Grube graben und das Unglück über sein Haupt bringen.“

Ein persischer Spruch.

Eine Stunde des Klagens war dahingeeilt; da raffte sich die unglückliche Tochter von dem Lager auf, preßte die gute theilnehmende Freundin an ihr weinendes Herz und stammelte die Bitte: „Liebe Louison! Besuche mich morgen, bevor ich Paris verlasse. Mir ist es unmöglich, noch einmal diese Grauen erregende Mauern zu sehen, welche den geliebten Vater einschließen. Ich muß also meines Vaters Gebot folgen und zur Mutter heimkehren, der ich, leider, keinen Trost bringen kann, und die mir mit Recht Vorwürfe machen wird, weil ich sie verlassen habe.“

„Edles Wesen,“ entgegnete Louison, „also willst du mich verlassen; hat unsere Freundschaft so kurze Zeit gedauert? Doch auch in der Ferne wirst du meiner gedenken, wirst deine Louison nicht vergessen.

Ich will statt deiner Trösterin deines Vaters seyn, will ihm recht oft von dir erzählen, und dir, wenn es je möglich ist, Nachricht von ihm geben."

„Nie, bis an meinen Tod nicht werde ich deiner vergessen; stets werde ich bedenken, was ich deiner Freundschaft schulde. Doch genug für jetzt; ich muß zu meiner Gebieterin, muß ihr danken für das liebreiche Behandeln, für die Nachsicht, so sie gegen mich hatte. Lebe also indeß wohl, liebe Louison, und besuche morgen deine Freundin, damit wir unsern Freundschaftsbund noch einmal besiegeln."

„Gott sey mit dir!" sprach die Gute; morgen Mittags bin ich bei Frau von Claire." Madelaine ging langsamen Schrittes zu ihrer Gebieterin zurück. Angekommen entschuldigte sie sich wegen ihres langen Ausbleibens, erzählte, was vorgefallen war, und bat um Verzeihung.

Mit Staunen und Mitleid vernahm Frau von Clair diese unerwartete Kunde.

„Fräulein von Albigny!" sprach sie, indem sie selbe umarmte. Hochherziges Kind! Sie konnten eine so beschwerliche Reise unternehmen, sich so vielen und augenscheinlichen Gefahren aussetzen, unter einem fremden Namen Dienste nehmen? O hätte ich Sie gekannt. Sie durften mir nicht dienen; wie meine Tochter hätte ich Sie behandelt. Ihre Mutter ist eine nahe Verwandte von mir, — und das Kind derselben ward meine Magd! Doch Sie bedürfen jetzt der Ruhe und Erholung. Genießen Sie derselben in meinem besten Bette."

„Ich danke Euch, edle Frau; ja ich bedarf der Ruhe; meine Füße wollen mich kaum mehr tragen,

und mein Geist ist wie verwirrt." Mit diesen Worten begab sie sich zur Ruhe, um sich zum Abschiede von Paris zu stärken.

Bald schloß ein wohlthätiger Schlaf ihre Augen, und so versiegte auf kurze Zeit der Quell' des Schmerzens und der Thränen, die sie seit einigen Monaten so reichlich vergossen.

Frau von Claire, welche das edle Kind aufrichtig bedauerte, ging in das Zimmer, wo dieses eines sanften Schlummers genoß. Von Trauergefühlen, Angst und Hoffnung heiß bewegt, betrachtete sie das schlafende Mädchen, und lispelte unter Thränen: „Armes, armes Kind! noch eine zarte Pflanze im Garten des Lebens, sammelt schon das Schicksal seine finstern Wolken über deinem Haupte, und nur von der Liebe des Allgütigen hängt es ab, daß sie sich nicht schreckensvoll entladen. — Doch ich will im Gebete seine Barmherzigkeit anflehen, will meine Hände falten; denn er, der Alliebende erhört ja das Flehen der Menschen. Er wird auch dein Thränengebet erhören; denn das Lallen der Unschuld dringt ja durch die Wolken. — Schlummere fort, schlummere lange, und erwache mit minder belastetem Herzen, das der Schmerz gleich einem Schwerte zu durchdringen scheint. Ich will für dich beten. Für deinen Vater möchte ich mich verwenden; allein die steinernen Herzen der jetzigen Gewalthaber sind frostig gegen jede Bitte, und erkennen in einer solchen gleich einen Grund der Mitschuld, und stürzen, um fremdes Eigenthum zu rauben, unter jeglichem Vorwande in's Verderben."

Indeß Frau von Claire nach einem inbrünstigen Gebete mit Madelaine der Ruhe sich freute, saß

noch nach Mitternacht ein Mann mit tiefen Spuren wilder Leidenschaften und einer allzufrei genossenen Jugend, mit einem düstern, in unheimlicher Gluth spielenden Auge; und den Furchen des Unwillens um den zusammengekniffenen Mund, bei einem Glase Branntwein in einem Häuschen in der Straße Barrouillère. Er unterhielt sich über verübte Grausamkeiten mit dem Salpeter-Fabrikanten Ledrä, einem Menschen ohne Charakter und Sitten, falsch und grausam, und stets bereit, die Gefangenen zu mißhandeln. Dieser war zugleich Mitglied des Revolutions-Ausschusses von der rothen Mütze, dem es mehr um Geld, als um das Wohl der Revolution zu thun war, und eine Spekulation auf die Verhafteten gegründet hatte.

Dieser Ledrä war ein Mensch seines Gelichters. Beide wurden Freigeister, weil sie lasterhaft und Thoren waren, die ihre Empfindung vor sich selbst verläugnen wollten, um ihren Vergnügen keine Dornen unterzustreuen. Gewissen und Reue nannten sie Geburten des Aberglaubens, einer dummen Erziehung und einer lächerlichen Furcht. Ihr Herz war ihre Vernunft, und jeder Trieb ihr Orakel. Sie glaubten Begierden zu haben, um sie zu befriedigen; und zu leben, um sich nicht eine Freude des Lebens zu versagen. Freude, Freude war ihr Wunsch. Gesättigt von einer dürsteten sie nach der andern, und der Genuß ging ihnen über alles. Getödtete Stunden, verschwendete Summen, Ungerechtigkeiten, falsche Versprechungen, Eide, die sie nicht halten wollten, nichts war ihnen kostbar, nichts heilig, was sie nicht der Befriedigung einer Leidenschaft aufopferten. Sie verlachten den Fluch derer, die durch ihre Raserei litten, und wa-

ren unempfindlich gegen die Thränen derer, denen ihr Vergnügen Ehre, Ruhe und Unschuld kostete.

„Bürger Ledrä, lallte der Betrunkene, morgen mache ich einen guten Fang. Ich habe ein edles Wild erlauert; das soll mir nicht entgehen. Noch ein Glas auf diese Beute!“ Es wurde gereicht und in Eile hinuntergestürzt durch die brennende Kehle. Der Branntwein, dieses Giftgetränke, that seine Wirkung, und der Uebersatte verfiel in einen tiefen Schlaf, der bis Mittag dauerte.

Indeß war Madelaine, durch den wohlthuenden Schlummer erquickt, aufgestanden und traf Anstalten zur Abreise. Gegen zehn Uhr Vormittags kam ihre trauernde Freundin, und überbrachte ihr einen Brief von dem Vater an die unglückliche Gattin. „Bis nach zwölf Uhr darf ich bei dir bleiben, liebe Madelaine,“ sprach sie. Meine Base hat es mir freudig erlaubt. Auch mein Vetter wird den gefangenen Albigny schonend behandeln. Deine aufopfernde kindliche Liebe hat ihm das Herz etwas gerührt.“ Doch ich will dir durch die Erwähnung deines unglücklichen Vaters die letzten Stunden deines Hierseins nicht noch mehr verbittern. Sprechen wir von unserer Freundschaft! Nicht wahr, Madelaine?“

„Der Name meines Vaters ist mir theuer, ist mir süßer tönend, als Alles, was du mir erzählen magst,“ versetzte diese. „Gleichwohl laß uns jetzt, vielleicht zum letzten Male in diesem Leben, auch von unserer Freundschaft mit einander sprechen.

Die zwölfte Stunde eilte zu schnell herbei, wo die Freundinnen scheiden sollten, als sich auf einmal die

Hausthüre öffnete und ein Mann mit Entsetzen erregender Miene die Stiege hinaufsprang.

Frau von Claire, welche eben im zweiten Stockwerke über die Hausflur ging, um Madelainen ein Andenken mit zu geben, erschrack, und schrie vor Schreck außer sich: „Ach Gott! wir sind verloren.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie den wilden Menschen die Wendeltreppe hinabstürzen sah. Sie starrte hinab, und der Jakobinergehilfe lag drunten, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. „Der Himmel hat uns gerettet,“ stammelte sie; „der Wütherich hat seinen Lohn empfangen.“ Sie eilte in das Zimmer, wo die beiden Freundinnen sich in den Armen lagen, und brachte ihnen die Kunde von dem, was eben vorgegangen.

„Vielleicht lebt er noch,“ sagte Madelaine; ich will hinab, und ihn in das untere Zimmer bringen, einen Arzt rufen, ob seine Rettung möglich ist.“

„Laßt ihn liegen,“ sagte Frau von Claire; „dieser Unmensch hatte nichts Gutes im Sinne; er hat schon manche Familie in's Verderben gestürzt. Er ist ein Spürhund der Jakobiner, die ihn besolden.“

„Er ist aber ein Mensch,“ versetzte Madelaine, „und jeder Mensch hat auf unsern Beistand Anspruch. Auch dem Feinde, selbst dem Todfeinde muß man im Unglücke beistehen. Hat der Heiland nicht seinen Kreuzigern verziehen? Läßt der liebe Gott nicht seine Sonne auch über die aufgehen, die ihn tödtlich schwer beleidigen? Ich gehe hinab; vielleicht ist seine Rettung möglich, und kann er dadurch eines Bessern belehrt und ein guter Mensch werden.“

Sie stieg mit Louison, welche ihrer Ansicht bei-

stimmte, die Treppen hinab. Wie war ihnen, als sie diesen Menschen auf den Boden ausgestreckt, gleich wie todt liegen fanden. Mitleid'svoll stürzten sie neben ihn auf die Kniee, und sahen nun auf der Stirne desselben eine blutende Wunde. Schnell nahm Madelaine ihr thränenfeuchtes Taschentuch, eilte in die Küche, holte frisches Wasser, und wusch dann sanft die Wunde aus, und verband sie mit dem Tuch. Nachdem dies geschehen, trugen ihn die beiden Mädchen in die Stube, und legten ihn auf das dort stehende Bett. Nach einiger Zeit kehrten unter dieser Bemühung und Pflege die Lebensgeister des Ohnmächtigen wieder zurück. Die Verletzung war nicht tief, der Sturz aber hatte ihm die Besinnung geraubt.

Indeß die beiden Mädchen mit der Pflege des Verwundeten beschäftigt waren, kam die Frau des Kerkermeisters, und brachte denselben die unerwartete Botschaft, daß Madelaine von einem Spürhunde des Revolutions-Ausschusses von der rothen Mütze erkannt worden, und dieser sich bereits geäußert hätte, er wolle sie noch heute einliefern. „Bleibe also noch hier, mein Kind," sprach sie zu Madelaine, „und verbirg dich einige Tage, bis du verkleidet die Stadt verlassen kannst. Einen Reisepaß will ich dir schon besorgen.

Madelaine dankte der guten Frau für diese Warnung, und sah selbst in diesem längeren Verweilen, durch die Pflege des Verwundeten verursacht, eine Fügung der göttlichen Vorsehung.

Nach einer Stunde schlug der Verwundete die Augen wieder auf. Er blickte um sich, und sah Madelainen beschäftigt, ihm die Wunde mit einem frischen Tuche zu verbinden. Er wollte seinen Blicken

nicht trauen. Das Mädchen, das er sich zum Opfer ausersehen, das er noch heute den Henkern überantworten wollte, steht als ein rettender Engel ihm zur Seite. Sein Herz fühlte nach vielen Jahren zum ersten Male wieder ein menschliches Rühren. Er dankte den guten Pflegerinnen, denen er sein Leben verdankte; und ersuchte sie, ihn jetzt eine Zeitlang ruhen zu lassen. Mit Freuden gönnten ihm dieses die edlen Seelen, und gingen zur Frau von Claire zurück, die sich indeß von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, und mit der Frau des Kerkermeisters im Gespräch sich unterhielt.

Nachdem die Mädchen sich entfernt hatten, dachte der Verwundete nach über die edelmüthige Behandlung der Fräulein von Albigny, welche ihn, ihrem Verfolger und Todfeind, so mild pflegte, so liebreich verband und schonend versorgte. Es wurde allmählig Licht in seinem Innern, und er fing an, an eine Tugend zu glauben. Sein eigenes Herz rächte die beleidigte Majestät der Tugend, die er für ein leeres Gedicht müßiger Thoren, für erkünstelte Träume hielt, womit der Unglückliche sich nothdürftig den Mangel wirklicher Freuden zu ersetzen und seine eigene Betrübniß zu hintergehen suche. Aber jetzt lernte er ihre Würde begreifen, ihre ganze Seligkeit aus den Foltern, womit ihn das Bewußtseyn seiner Laster quälte. Sonst wußte er künstlich an Wahrheiten zu zweifeln, welche ihm schrecklich seyn konnten, und hatte gelernt, sich solcher Gedanken zu entschlagen, die ihn strafen wollten. Seine Empfindungen, seine Gedanken, seine Reue — das wurden jetzt seine unbarmherzigsten Feinde, wohnend in seiner Brust. Sie verboten ihm den Schlaf. Er schloß umsonst sein weinendes Auge,

wälzte sich krampfhaft auf dem Lager und seufzte vergebens nach Schlummer. Der Schlummer würdigte sich nicht, sich auf seine Augenlieder herabzulassen. Sein Herz stürmte, sein Gedächtniß rief ein Laster nach dem andern zurück. Umsonst suchte er sie zu zerstreuen; sie kamen immer wilder zurück; sie verfolgten ihn auf seinem Krankenlager.

Während dieser Unglückliche mit den ärgsten Qualen seines mit Lastern und Schandthaten belasteten Gewissens kämpfte, hatte sich Louison mit ihrer Base entfernt. „Wenn nur meine liebe Mutter diesen Brief hätte," begann jetzt Madelaine zu Frau von Claire. Durch mein längeres Verweilen hier muß sie auf eine Nachricht verzichten, welche ihr eben so theuer als nöthig ist."

„Dafür ist gesorgt," versetzte jene; „ich habe einen Verwandten in Lausanne; an diesen schreibe ich, und sende ihm den Brief an Ihre Mutter mit.

Madelaine dankte erfreut für dieses Anerbieten, welches sogleich verwirklichet wurde. Wir kommen wieder auf unseren Verwundeten zurück.

Vier Tage hatte ihn bereits Madelainens zärtliche Hand gepflegt, und er war schon im Stande, das Zimmer zu verlassen. Am fünften Morgen, als ihm seine sorgsame Wärterin das Frühstück brachte, vernahm sie zu ihrem Entsetzen schreckliche laute Worte. Sie blieb vor der Thüre stehn, und der Unglückliche fuhr in einem Zustande der Verzweiflung also fort: „Was säumest du, Unglücklicher, in einer Qual, die du selbst endigen kannst? Deine Ruhe kommt nur auf

dich an. Du kannst sterben, sobald du willst, und der Tod kann für dich keine Schrecken haben. Wenn der letzte Schlaf deine Augen schließt, wenn dein Herz nicht mehr schlägt, wenn deine Seele nicht mehr denkt; keine Nerve mehr empfindet; wenn du wie ein kalter, fühlloser Erdkloß, daliegst; so, so, und nicht eher hast du Ruhe. Wie sicher schläft der Todte? Er fühlet nicht in sich die Bisse des Gewissens, ihn quälen nicht Träume mehr."

Madelaine öffnete voll Schauder über solche Reden das Zimmer, und erblickte, wie der mit Verzweiflung Ringende seinen Dolch zückte, um sich selbst das Leben zu nehmen.

„Was beginnt Ihr?" rief sie ihm mit sanfter Stimme zu: Hoffet Ihr Ruhe im Tode? Die Todten schlafen nicht so fest. Es gibt eine Zeit, wo sie erwachen. Es ist noch ein Leben, und über beide streckt der, so Euch jetzt strafte, seinen furchtbaren Arm aus."

Wie versteinert stand der Angeredete. Aus eines Mädchens Mund, das seine Wohlthäterin war, mußte er eine Belehrung vernehmen, die ihn niederschmetterte. Sein Muth war fort, sein Haar richtete sich auf, seine Hand zitterte, der Mordstahl entfiel ihm, und er rief: „Ach! ich lebe, hasse dieses qualbelastete Leben, und fürchte jetzt dennoch zu sterben. O Fräulein von Albigny! Sie konnten mich so liebreich pflegen, meine Wunde mit dem Tuche auswaschen, das Thränen benetzten, deren Urheber ich bin. Verzeihen, vergeben Sie einem tiefgesunkenen Menschen, der die

Wahrheit verkannt hat. Ich will mit meinem Leben das Ihres Vaters zu retten suchen. Ich schwöre Ihnen, binnen wenigen Tagen ist Ihr Vater nicht mehr in den kalten Steinwänden der Abtei, sondern frei und außerhalb der Stadt."

Madelaine entgegnete: „Ich kenne keine Rache; ich verzeihe Euch mit Freuden, denn unser Herr und Heiland lehrt uns ja, daß wir unsern Feinden verzeihen, und die, so uns verfolgen, lieben sollen. Bereuet Eure Vergehen; bessert Euch, und der Vater im Himmel wird Euch verzeihen, wie ich Euch verzeihe. Er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Euch das Leben gelassen, damit Ihr Euch reumüthig zu ihm wenden möget. Es ist seine Huld und Gnade, die Euch Zeit gönnt, durch aufrichtige Reue und Besserung dem ewigen Tode zu entgehen."

„Ich bitte, ich beschwöre Euch, folget meinen Worten, folget der erwachten Stimme Eures Gewissens. Und sollte es Euch gelingen, solltet Ihr es wagen, meinen Vater zu retten, so thut es, machet drei Wesen glücklich, die sich so innig lieben. Ich werde Euch zeitlebens dankbar sein, und den Tag segnen, der mir Gelegenheit gab, Euch einen Liebesdienst zu erweisen."

„Vertrauen Sie nur auf mein Versprechen," begegnete jener; „ich habe schon Schwierigeres — aber Schmählicheres — gewagt; und warum sollte ich vor einer guten That zurückschrecken? Bevor die Sonne

viermal am Himmelszelte geleuchtet hat, ist Ihr Vater frei."

Sprach's und ging mit einer Miene, welche einen festen Vorsatz verrieth, aus dem Stübchen, worin er seit vier Tagen so liebreich gepflegt worden.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Trauer und Freude.

„Vom Himmel stößt kristallenlicht ein Kahn,
Mit Seraphsflügeln leicht beschwingt;
Vor armer Hütte hält er singend an,
In's dunkle Kämmerlein die weiße Flagge blinkt.
Beim Chor der Engel die Seele erwacht;
Die lange schon Schmerz und Jammer gebeugt,
Und auf aus der drückenden, irdischen Nacht,
Durch Azurfluth zum Friedensport steigt."

K. Steiger.

Madelaine stammelte dem Eilenden nach: „Möge Gott Euer Unternehmen mit dem beßten Erfolge krönen! Dieser Mensch," fuhr sie dann bei sich selbst weiter, „will meinen Vater retten? Er hat ihn in's Unglück gestürzt? Wer mag er wohl seyn? Er hat seinen Namen und Stand nicht genannt. Doch was liegt mir an diesen Kleinigkeiten; wenn er nur sein Versprechen recht bald verwirklichet." Mit neuer Hoffnung erfüllt sprang sie die Wendeltreppe hinauf und hinterbrachte freudig der Frau von Claire, wie sie

den Verwundeten heute in einem entsetzlichen Zustande gefunden, wie er auf ihre Mahnung nicht Hand an sein eigenes Leben gelegt, ja ihr versprochen habe, ihren Vater zu befreien.

„Es ist vielleicht möglich,“ sprach jene in einem Tone, der wenig Bestätigung für das Versprechen enthielt; „derlei Menschen sind zu Allem fähig; wer sie am beßten bezahlt, dem gehört ihr Arm, ja oft selbst ihr Leben.“

Die bestimmte Frist von vier Tagen war bereits verstrichen, aber der Vater noch nicht aus dem Gefängnisse. Madelaine fing schon an zu zweifeln, daß der Versprecher sein Wort lösen werde. Ihre wachsende Hoffnung fing an zu schwinden; und als endlich der sechste Tag die Sonne im Mittagspunkte sah, versank sie in ihre vorige Traurigkeit. Täglich ward sie durch den Besuch ihrer Freundin erfreut, die ihr aber nie eine fröhliche Nachricht von der Befreiung ihres Vaters brachte.

„Es ist Mittag!“ sprach sie zu Frau von Claire, „und Louison ist noch nicht da. Es wird ihr doch kein Unfall begegnet seyn? Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, und siehe — die Thüre öffnete sich mit Blitzesschnelle, und Louison lag in ihren Armen. Diese wollte sprechen, allein ihre Worte erstarben auf ihrer Zunge.

„Was ist dir, liebe Louison?“ hub Madelaine an, welche das Benehmen und den Zustand der Freundin sich nicht erklären konnte.

„Er ist — er ist“ — begann endlich Louison . . . .

Gespannter Erwartung horchten Beide. —

„Er ist gerettet“ — brach sie nun voll Freuden aus; „der Mann, den du gepflegt, hat Wort gehalten; er sitzt in dem Kleide, das dein Vater trug, im Kerker auf der Holzbank, die schon lange deines Vaters Lager gewesen ist.“

„Dank dir, Louison,“ schluchzte vor Freuden die überraschte Freundin, „Dank dir für diese Nachricht; Dank dem Edlen, der einer solchen That fahig war! Kommet, kommet,“ — sie umhalste bald Louison, bald die Frau von Claire — „werfen wir uns nieder, und danken wir mit innigem Gebete dem lieben Gott im Himmel, der meinen Vater gerettet hat.“

Mit Thränen in den Augen falteten die drei guten Wesen ihre Hände zum Himmel empor, und stammelten dem Vater aller Menschen ihren heißen Dank.

Eine Viertelstunde hatte das inbrünstige, andachtglühende Gebet gewährt. Nun erhoben sie sich von dem mit Zähren benetzten Fußboden, und berathschlagten sich, auf welche Weise Madelaine dem befreiten Vater folgen sollte, folgen in das Land, wo ihre Mutter bald den langbeweinten Gatten in ihre Arme schließen, an ihr treues, beklommenes Herz drücken darf.

Nach langem Berathschlagen nahm Frau von Claire also das Wort: „Liebe Madelaine! ich halte es rathsam, Sie gehen verkleidet und mit einem Passe versehen, der einen Namen trägt, auf den die Blutgierigen keine Strafe gesetzt haben. Ich habe Freunde, welche mir dazu gern behülflich sind. Auf diese Weise können Sie ungestört und sicher Paris und Frankreich verlassen, und den lieben Eltern die Freude steigern.

Madelaine fand den Rath annehmbar und

dankte der Frau. „Es waltet ein Gott," sprach sie, „der das Gebet der Kinder erhört. Mir ist es geglückt, meinem Vater die Freiheit zu verschaffen, und der Allgütige, der dieses so gnädig gefügt hat, wird den Geretteten glücklich und unversehrt in die Arme der Mutter kommen lassen."

„Ich aber muß ohne dich hier bleiben, stammelte Louison; ich darf deine Freude an der Seite deiner Eltern, ich darf die Wonnen eines solchen Wiedersehens nicht kosten."

„Louison," entgegnete Madelaine, „komm' mit mir, fliehe mit mir in das Land, wo keine Mörder dem Guten lauern. An meiner Seite sollst du glückliche Tage verleben. Meine Eltern werden sich deiner Ankunft freuen. Du warst Zeuge des Jammers und des Kummers; du sollst auch Zeuge, Theilnehmerin der Freude seyn, welche eine liebende Familie genießt, an dem Tage, wo der Himmel sie wieder vereint. An Nichts soll es dir fehlen. Mein Vater und meine Mutter werden dir dankbar seyn, und deine Madelaine wird an deiner Seite recht frohe Tage verleben."

„Gerne verließ ich diesen Schreckensort, gern vertauschte ich ihn mit einer friedlichen Stätte, wo nicht Henker und Menschenschlächter das Regiment führen; aber wird mich meine Base von sich lassen?"

„Sie ist ja recht gutherzig," sprach Frau von Claire, „und wird einer so nahen Verwandten eine derartige Bitte nicht abschlagen. Ist der Friede und die Ruhe in unserm unglücklichen Lande wieder hergestellt, so könnet Ihr Beide in Eure Heimath wiederkehren."

„Meine Heimath,“ erwiederte Louison, „hat für mich wenig Reiz mehr. Nur der Gedanke an meine Eltern ist mir noch das Einzige, was mich an diese Gegend fesselt. Ich trage noch ein Andenken von dem Grabe meiner Eltern bei mir. Es ist eine Blume, die in meinem Gebetbuche verwelkt ist, und die ich täglich küsse. Diese nehme ich in die Fremde mit, und sie ist mir ein Zeichen, daß ich meine Eltern, und diese mich nie vergessen.“

„Was meinst du damit?“ fragte Madelaine.

„Wir Landbewohner sind einfache, leichtgläubige Menschen,“ versetzte Louison; „uns fehlt der Unterricht und das Wissen der Städter; an ihrer Stelle haben wir einen gewissen Glauben, den die Städter Aberglauben nennen. Was kommt aber auf den Ausdruck an? Aberglaube oder Glaube, — wir haben ihn einmal, und der müßte sehr geschickt seyn, der ihn uns aus der Seele rauben wollte. Ein Glaube der Art geht dahin, daß der ersten auf einem Grabhügel aufsprossenden Blume die Kraft inwohne, daß, wer sie pflücke, sicher seyn kann, den Todten nie zu vergessen und von ihm nie vergessen zu werden. Ein herrlicher, bezaubernder Glaube! Mit ihm im Herzen hat selbst der Tod nichts Schreckliches mehr, denn der Tod ohne Vergessenheit ist nichts, als ein süßer Schlummer, als die Ruhe nach langer Anstrengung.“

„Gutes, in ländlicher Einfalt erzogenes Kind,“ sagte Frau von Claire, „wir wollen dir diesen Glauben nicht rauben; doch gehe jetzt, und bitte deine Base um die Erlaubniß, mit deiner Freundin dein Vaterland zu verlassen!“

Louison ging zwischen Hoffnung und Zweifel,

und trug ihrer Base ihr Anliegen vor. Diese besprach sich mit ihrem Manne darüber, und nach langem Bedenken folgte endlich das ersehnte Ja; doch mit der Bedingniß, bei zurückgekehrtem Frieden wieder zu kommen.

Mit den nöthigen Reisegeräthen versehen, erschien am andern Morgen die Freundin im Hause der Frau von Claire. Diese hatte bereits für Madelaine die unentbehrlichen Anstalten getroffen, und Nachmittags ein Uhr nahmen die beiden Emigrantinnen von der guten Frau den rührendsten Abschied.

Der Wind brauste an den Fenstern des Hauses, in welchem Frau von Albigny einsam und trostlos Gatten und Kind bejammerte; Schneeflocken zeigten sich in Menge, und Niemand brachte Trost der Armen. Sie saß in ihrem Zimmer und flehte zu Gott, er möge ihr doch die geliebten Beiden wieder schenken; da vernahm sie auf einmal einen lieblichen Gesang. Sie raffte sich auf und horchte. Es war ein Weihnachtslied, welches mehrere Kinder im unteren Stockwerke angestimmt hatten. „Ich will sie sehen, die lieben Kleinen, sprach sie bei sich selbst; ich will ihnen auch eine kleine Gabe bringen; o wie glücklich war ich sonst an diesem Tage — und nun so unglücklich.“

Mit diesen Worten ging sie hinab zu den Kindern, um an ihrer Freude einen Trost zu suchen. Als sie eintrat, sang es mit hellen, frommen Stimmen: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her, und bring' euch gute, neue Mähr,“ und wie einige Strophen dieses kindlichen Liedes von Vater und Mutter und einer ältern Schwester gesungen waren, da ging auch

die Thüre auf, und mit ihr den guten Kindern eine himmlische Freude. Ihr Eintritt war fast schüchtern, und ihr Mund still, aber ihre Augen glänzten mit den Lichtern auf dem Baume um die Wette. Und als die Strahlen und Töne in ihrem Herzen den rechten Widerschein und Widerhall gefunden hatten, da regten sich auch die Hände und Füße lebendig, und die Lust schlug aus in natürlichen Jubel. Die Gaben waren einfach, aber desto größer die Genügsamkeit, desto reicher die Freude, desto schöner die Eintracht, desto reiner die Liebe, mit der sie sich darin vertieften. Da ward's auch Weihnachten in dem Herzen der Unglücklichen; sie setzte sich zu den Kindern an den Baum, und dünkte sich wie ein Hirte, der gekommen war, zu sehen das Kind in der Krippe liegend, und sprach: „Heiland der Welt, Sohn des lebendigen Gottes! Ach, was hast du ausgestanden, ohne etwas verschuldet zu haben. Du hast Alles wegen der Menschen erduldet, selbst den Tod; und wir Menschen verzagen so schnell im Unglücke . . . .“

Während sie noch so redete, that sich die Thüre auf, und ein bekannter Diener überreichte ihr einen Brief. Sie ergriff ihn hastig, küßte ihn mit ihren Lippen, drückte ihn an ihre Brust und netzte ihn mit ihren Thränen. „Von dir, geliebter Etienne,“ schluchzte sie, brach ihn auf und begann zu lesen. Alle Anwesenden waren nun auf das aufmerksam, was dieser Brief enthalte. Allein die ergriffene Frau vermochte nicht lange zu lesen; der Inhalt machte ihr Herz bluten, und sie ging in ihr Zimmer zurück, um da in der Einsamkeit den Leidenskelch zu leeren, den ihr diese Nachricht brachte. In ihrem Zimmer ange-

kommen, setzte sie sich auf ihr Sopha nieder, und fing von Neuem zu lesen an:

Geliebte Laura

„Zum ersten Male, meine liebe Gattin, wirst du zittern; einen Brief von deinem Etienne zu lesen; aber fasse zuvor deine Stärke zusammen, und mache dir selbst die Nachricht nicht schrecklicher, als sie ist. Schon damals, als ich in dem wehmüthigen Abschiedskusse an deinen Lippen hing, als unsere Seelen zusammenflossen, als Herz an Herz geschlossen, mächtiger, vielleicht von trauriger Ahnung schlug; als eine weissagende Zähre deine Wangen herunterglitt, damals, o meine Laura! war schon die Trennung beschlossen, und unsere Schutzengel, denen der Vorhang der Zukunft eröffnet war, standen neben uns, und rührten durch dunkle Winke der Zukunft unsere Herzen zu namenloser Wehmuth. Sey stark genug, über Gräber hinaus zu sehen, und betrachte die Spanne des Zeitraums des menschlichen Lebens, die wir vor uns sehen, und dann höre mit größerer Standhaftigkeit die Nachricht, daß ich sterben muß. So eben hat mir mein Mitgefangener die Kunde ausgesprochen, er habe durch ein Billet von einem Freunde erfahren, daß wir beide Morgen vor Gericht gestellt würden. Was man aber hier Richten heißt, ist einerlei mit Morden. Mein Tod ist also bestimmt. O wie heiter, meine Laura, sehe ich in die Gefilde des Todes hinab! Kein Seufzer würde in dieses Leben zurückkehren; mit allen Gedanken und Wünschen würde meine stille Seele der Ruhe der Seligen entgegeneilen, und keine Thräne sollte mein sterbendes Auge beflecken, das an jener

Seite des Grabes hinter dem Schatten des Todes die glückseligsten Gefilde erkennt, für welche mein unsterblicher Geist geschaffen wurde; wenn ich nicht dich und unser Kind in dieser öden Welt hinterließe! Doch ich tröste mich mit dem Gedanken, der liebe Gott wird euer Vater sein, wie er Aller Vater ist.

Dein Auge wird zwar jetzt um mich in Thränen schwimmen, liebste Laura, du wirst vielleicht die Vorsehung tadeln, daß sie mich von deinem Herzen wegreißt. Dein Herz wird von diesem Risse bluten; der Streich wird dir hart dünken, womit das Schicksal deine goldenen Hoffnungen niedergeschlagen hat: aber ich bitte dich, laß dich nicht von deinem Schmerz zu sehr verblenden! Die Sterbenden sehen weiter als die, welche sie in Thränen hinterlassen. Sie heften ihr Auge voll Verlangen auf den ewigen Schauplatz, worauf sie erst in ihrer wahren Person hervortreten; und sehen, wie gering und mühsam die Rolle war, die sie auf der Welt spielten. Sie sehen die Thränen, so die Glücklichsten weinen, und hören die Seufzer, die im Leben hinter dem goldenen Vorhang ertönen. Beweine also, beweine meine Laura, die Lebendigen, nicht die Sterbenden! Der letzte Schritt aus dem Leben ist der erste im Himmel. Er ist kein Fall in die Tiefen und Schatten der Nacht; er ist ein Flug in's höhere Leben. Nur halb lebendig wird der Mensch unter der Sonne geboren, der künftige Bürger einer höhern Sphäre, und Bruder der Engel. Ein noch unvollendetes Geschöpf für den letzten Zweck, wozu er geboren wurde, kriecht er in dieses halbe Leben hervor, und bleibt sich selbst ein dunkles Geheimniß; halb ein Engel, halb ein Insekt, bis er aus der sterblichen Schale in die Unsterb-

lichkeit hervorringt, wie der Wurm, wenn sein erstes Leben, wo er im Staube kroch, vollendet ist, aus seinem Grabe, der Hütte, die er um sich her trug, die Flügel loswindet, und sich in eine höhere Gegend emporschwingt. — Sterben nennen wir dies? — Und was ist denn Leben? Die erste Erscheinung, wo die Seele ihre Kräfte so wenig entwickelt? Ist diese Erde, dieser umschränkte Raum das Handlungsfeld für einen Unsterblichen, wo so viele Kräfte ungeübt, und ungebraucht bleiben? Und wenn sie nun anfängt alle Kräfte zu gebrauchen, so nennen wir dies Sterben! Der Anfang des wahren Lebens, die Befreiung des Engels aus dem Gefängnisse von Erde; die zweite irdische Geburt aus einem Wurm zum Engel. Da fallen die Decken vor unsern Augen nieder, und der ganze verjüngte Mensch ist Empfindung und Sinn. Bis dahin jagen ihn unerfüllte Wünsche, Hoffnungen, Sorgen; hier im Grabe fangen sie an, gesättigt zu werden. Jenseits desselben verstehen wir erst, warum wir ewig seufzten, wünschten und hofften, und nach Ruhe dürsteten; verstehen erst alle diese unendlichen Wünsche, Hoffnungen, die nie satt wurden; diese Zeugnisse, daß die Seele unsterblich ist, und daß die Zeit, wenn wir auch von der Stunde an, da die junge Erde aus dem Schooße des Nichts hervortrat, bis an den Tag lebten, wo dieses Stäubchen, das den gränzenlosen Himmel durchschwimmt, nicht mehr seyn wird, daß dieses Alter der Welt zu kurz ist, die Wünsche eines Unsterblichen zu befriedigen, daß ewige Wünsche Ewigkeit beweisen. Irdische Sorgen verschwinden da, wie der Schatten, wenn das Licht hervorstrahlt, und lösen sich wie die Bilder der Phantasie am Morgen, im Traume auf.

Und diesen seligen Wandel beweinen wir? O, wie thöricht fließen diese Thränen! Wie müssen die Engel, die unter uns wandeln, Mitleid mit uns Kindern haben, wenn sie Seufzer hören, die einen Sterbenden in's Leben zurückrufen! Wie müssen sie unsere Unwissenheit bedauern, wenn sie um unsere Leichname in Verzweiflung die Hände ringen sehen?

Was wolltest du also beweinen, meine Laura? Daß du mich verlierst? — Nein, du verlierst mich nicht, für mich geschaffene, unschuldige Seele! Der Himmel hat nicht in unsere Seelen diese harmonischen Empfindungen gegossen, diese unschuldigen Flammen, und dieses tugendhafte Verlangen, uns einander so glücklich zu machen, als Seelen glücklich seyn, und glücklich machen können, um sie durch die Hand des Todes auszulöschen. Seligkeit ist die Erfüllung aller Wünsche, die Engel wünschen können; und deine Glückseligkeit ist einer meiner heißesten Wünsche. Nach einigen Stunden der Trennung, wo in Seufzern deine schmachtende Seele sich aus dem Leben nach mir hingießt, nach diesen wenigen Stunden werde ich dich in glückseligen Gefilden wieder sehen.

Aber dir werden diese Minuten, die uns noch trennen, langsamer vergehen, als mir. Einsam wirst du dich dünken, und öde werden die Tage seyn, die du ohne mich leben mußt. Du wirst mich vermissen, und noch oft mit Thränen im Auge nach mir seufzen, indem ich, von meiner Hütte entledigt, unsichtbar neben dir stehe; denn ich hoffe, der Schöpfer wird mir erlauben, dein Genius zu seyn. Da werde ich dich bei jedem Schritte durch dein Leben begleiten. Oft wird ein süßer Schauer dir meine Gegenwart melden, wenn

du einsam am Frühlingsabende unter dem Schatten der Linde traurig sitzest und nachsinnest. Jeden Gedanken, jede Empfindung werde ich da auf deinem Gesichte ausgedrückt lesen. Jede Thräne, die von deinen Wangen herunterzittert, und jeden leise entfliehenden Seufzer werde ich verstehen. Ach! welche Entzückung wird mich ergreifen, wenn ich dich einsam, die schwimmenden Augen und die gefalteten Hände zum Himmel gerichtet, auf den Knieen beten sehe?

So werde ich noch immer, selbst im Tode, mit dir vereinigt seyn; und wenn du dann, meine Laura, des Lebens müde, deine sterbenden Augen schließest, so will ich alle Freuden des Himmels, alle Hoffnungen eines Christen, und den Vorgeschmack des Genusses der Seligkeit in dein Herz gießen, und mit dem letzten Seufzer deine Seele empfangen, und sie in das sturmlose Reich der Engel begleiten. O wie unaussprechlich wird unsere Entzückung seyn, wenn wir uns einander nach einer kurzen Trennung wieder sehen!

So weit, meine Laura, sich über das Leben hinaus und über das Grab, wenn dich ein Unfall quälen sollte. Unter den Thränen wird diese Betrachtung dein Auge plötzlich wieder aufheitern; deine Seele wird sich, von der Gewißheit ihres künftigen, seligern Zustandes mächtig getröstet, unter der Last irdischer Sorgen, die sie beugten, stark wieder erheben; sie wird das, was du auf der Welt verlieren kannst (außer der Tugend), gar zu klein finden, einmal darum zu seufzen, und fühlen, daß sie zu groß sey, auf dieser kleinen Erde ihr wahres Glück zu finden.

Bald hoffe ich an dem Orte zu seyn, wohin du mir folgen wirst. Ach Laura! meine Seele sehnt sich

dahin. Verschwinde nur, Licht der Sonne, vor meinen Augen! Ziehet euern Vorhang nieder ihr Schatten, und empfang mich, du stille Ruhe der letzten Nacht! — Ich höre schon die Harfen der Engel! Welche Hymnen! Welche Melodieen! — Weg mit der Erde! Der Himmel öffnet sich mir.

Lebe glücklich, Laura, so lange du lebst; stirb, ohne das Leben zu bedauern; freue dich des bessern Auftrittes, und sei deiner künftigen Widervereinigung mit mir versichert! Unsere Tochter Madelaine, welche dir diesen Brief überbringt, wird dein Trost, deine Stütze seyn. . . ."

Der Leidenskelch war übervoll; der thränenfeuchte Brief entfiel den zitternden Händen; die zährenmüden Augen schienen zu brechen wie das Herz, das vor Schmerz blutete. Frau von Albigny lag fast besinnungslos auf ihrem Sopha, und ein Schlummer stillte die Klagen, welche der seufzenden Brust entquollen.

Es war um die achte Stunde Morgens, und die Feierklänge verkündeten von den Thürmen den hohen Festtag der Christenheit, den Tag, wo der Weltenheiland geboren worden. Alles strömte in die Kirchen, um dem Ewigen Huldigung und Dank darzubringen, aber unsere schwer heimgesuchte Laura lag noch im tiefen Schlummer; da fuhr ein stattlicher Mann in schönen schwarzen Kleidern im ersten Gasthause Lausannens an, und fragte nach der Wohnung der Frau von Albigny. Ein Führer geleitete ihn zu derselben. Mit hastigen Schritten stieg er die Treppen hinauf und stand vor der Thüre des Zimmers, wo die Un-

glückliche auf ihrem thränenbewässerten Sopha schlummerte. Der Fremde öffnete leise die Thüre, und trat ein. Die Schläferin erwachte nicht. „Wie sie so sanft schlummert," lispelte der Eingetretene, „das edle, gute Wesen! Wie haben sich ihre Züge verändert! Das liebliche Roth ist von ihren Wangen entflohen und Spuren von Leiden lagern auf ihrem Angesichte. Sie hat viel, namenlos gelitten; der Himmel gebe ihr Stärke, verjünge ihr Kräfte und . . ."

„Etienne! Etienne! ich folge dir," rief sie auf einmal im Traume auf; „ich will mit dir vereint, ich will bei dir seyn."

„Das bist du, sprach der Fremde, und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Sie schlug die Augen auf und erschrak über die fremde Gestalt.

„Meine Laura, meine liebe Gattin!" schluchzte der Fremde; „dein Etienne steht vor dir. Kennst du mich nicht mehr?"

Sie lagen sich stumm in den Armen; ihre edlen, treuen Herzen schlugen wieder an einander; über ihre Lippen kam lange kein Laut, indeß Thränen den Augen entperlten. Wer beschreibt ein solches Wiedersehen?

Der Gatte, der noch vor wenigen Stunden als todt beweint wurde, schließt lebend seine Gemahlin an sein treues Herz; küßt die Thränen von den Wangen, die um seinetwillen flossen; ist der nun Ueberglücklichen wieder geschenkt!

Das war ein Tag der Wonne, ein Tag des Glückes! „Wie lange habe ich dich beweint, mein

Etienne!" sprach Laura; nimmermehr glaubte ich dich in dieser Welt zu sehen. Doch Gott, zu dem ich meine Klagen und Seufzer emporsendete, zu dem ich stündlich für dich betete, hat mein Flehen erhört, hat mir dich wiedergegeben."

„Hat mich wunderbar gerettet," nahm Etienne das Wort, „hat mir einen Menschen zum Befreier geschickt, der mich in's Elend gestürzt, mich den Henkern und Würgern verrathen hatte. Jakob, den wir vor zwei Jahren wegen Unredlichkeit und schlechter Streiche aus dem Hause entfernt haben, der mich Ungekannten verrieth, ist mein Befreier. Wie das Herz dieses Menschen zu einer solchen That gerührt worden, bleibt mir ein Räthsel. In seinen Kleidern entrann ich dem düstern Kerker der Abtei, und begab mich zu Camille. Dieser gab mir neue Kleider, und einen Ausweis, daß ich ein Reisender für sein Geschäft wäre; und so erreichte ich diesmal glücklich das Land, wo meine Laura meiner harrte und mich beklagte. Doch wo ist Madelaine? Sie hat Unglaubliches gewagt; sie hat mich in meinem Gefängnisse besucht. Da liegt der Brief, den ich ihr mitgegeben."

„Sie ist nicht bei mir," seufzte Laura, „sie ist vor Wochen verschwunden. Also du hast sie gesprochen und nicht mitgebracht?"

„Sie reisete einige Tage vor mir ab; vielleicht macht sie den Weg zu Fuß, und ist dadurch verzögert, früher einzutreffen? Gesund und glücklich hat sie Paris verlassen, daran zweifle ich nicht; und derselbe Gott, der mich so wunderbar gerettet hat, wird uns auch unser Kind unverletzt und geschirmt wiedergeben."

„Ich habe ein festes Vertrauen auf seine Güte," entgegnete Laura; „mein letzter Hoffnungsstrahl, dich hier wiederzusehen, war entschwunden, und siehe, der Allgütige läßt mich noch länger an deiner Seite leben."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vollkommene Freude.

„Ob bei wilden Sturm's Geheul
Auch die Meere brausend tosen
Bald das Schiff erheben steil,
Bald es in den Abgrund stoßen;
Freunde schiffen Hand in Hand,
Und erreicht wird doch das Land.“

Hell.

Mit banger Erwartung schwand Tag um Tag, floh Stunde um Stunde, und schon war der letzte Tag des Schreckenjahres 1792 angebrochen; aber die ersehnte Tochter war noch nicht an der Seite ihrer Eltern. Sie waren nur halb glücklich; in ihren Freudenkelch war durch die Abwesenheit ihres Kindes bitterer Wermuth gemischt. Zumal härmte sich die sorgende Mutter, deren Gesundheit durch die gewaltigen, wuchtigen Schläge des Schicksals sehr zerrüttet worden, und täglich sichtbar abnahm, untröstlich ab bei dem Gedanken: „Werde ich mein Kind wieder sehen?“

„Du bist heute so niedergeschlagen, liebe Laura,“ begann theilnehmend der liebende Gatte; ich kenne wohl den Gram, der dich zu verzehren droht. . . .“

„Wenn du den stillen Gram auf meinem Gesichte liesest, den ich dir verbergen sollte; wenn du verstehst, was die Thräne sagen wollte, die so eben von meinen Wangen schlich; wenn Seufzer, die meinem Herzen entwischten, nicht umsonst geredet haben, so mußt du den Quell meines Schmerzes kennen. O lieber Etienne, die Leiden dieses Lebens sind doch zahllos; und alle, alle soll ich über meinem Haupte sich sammeln sehen!"

„Ich gestehe es," versetzte liebreich und mitleidig der Gatte, „die Uebel des Lebens sind nicht zu zählen. Aber die Uebel, die Ursachen von Gram und Sorgen sind nicht zahlreicher, als die Gelegenheiten der Freude und der Ruhe.

Selbst unter dem Unkraute wachsen Blumen genug, und sogar die Dornen, selbst das Unkraut sind nicht ohne Blüthe. Alles besteht durch Wechsel. So wenig eine Landschaft ohne Mannigfaltigkeit, wo Alles grünt, oder Alles blüht, das Auge lange vergnügt, wenn das Schöne nicht hier gegen einen fruchtbaren Hügel, dort gegen ein Sandfeld, dort wiederum gegen wilde Dornstauden, oder entblätterte Eichen absticht: so wenig könnte eine beständige Freude ein dauerhaftes Vergnügen erregen, wenn sie nicht oft unterbrochen würde, und durch untermischte Sorgen und Kümmernisse ihre Reize erhielte. Regenwolken und Gewitter verdunkeln den Himmel und entstellen das Angesicht der schönen Natur; aber sie tränken die dürstende Erde, und arbeiten an der Verschönerung der Natur, indem sie selbe entstellen. Eben so sind Schmerzen ein Uebel, das ein größeres Gut hervorbringt. Leiden sind nur

eine Prüfung des Himmels. Laß uns diese Prüfung ertragen, es wird gewiß eine größere Glückseligkeit darauf folgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns die Ankunft unseres Kindes, die Wiedervereinigung einer guten Familie unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Tochter entgegeneilen, und ein fühlendes, aufopferndes Herz an meine Brust drücken! Wie wird sie uns mit Freudenthränen im Auge und mit offenen Armen entgegen fliegen! Und wie wird eine der ersten Stunden, wann wir uns wieder finden, Wochen von Kummer und Sorgen bezahlt machen!"

Unter solchen und ähnlichen Tröstungen brach der Abend des letzten Tages des Jahres an. Der Wind brausete um die Dächer und Schnee deckte ringsum Berg und Thal. „Bei einem solchen Wetter," nahm Etienne das Wort, „kann ja Madelaine unmöglich reisen; darum dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben; selbst ein kräftiger Mann würde bei solchem Sturme und Schneegestöber zu Hause bleiben, oder auf der Reise ein wirthlich Obdach suchen."

Laura wollte ihm ihre Beistimmung zuschluchzen; siehe da, welche Ueberraschung! Die Thüre that sich auf — und Vater und Tochter, Mutter und Kind, Freundin und Glückliche lagen sich in den Armen. Ueberschwängliche Freude bannte die lange Trauer aus der nun sich wiedergegebenen Familie. Der letzte Tag des Jahres war der Zeuge einer Wonne, eines Glückes, das nun in den hartgeprüften Kreis der Familie des Grafen von Albigny wiederkehrte. Und wie glücklich war die hochherzige Tochter! Der süße, der theure,

der stolze Name des liebenden Kindes, wie schmeichelhaft und wohlthuend tönte er in ihrem Herzen! Welch' ein volles Maß von Segen goß die Elternliebe über sie aus! Welche Glückseligkeit, was für Entzückungen überflossen sie, wenn das lächelnde Vaterauge ihr Beifall und Liebe redete; wann die Mutter mit einer holdseligen Güte „meine Tochter!" zu ihr sagte; wann sie selbe „meine Mutter!" und jenen „mein Vater!" nennen konnte! O, sie konnte jetzt die Freude ihres Alters, ihre Hoffnung und die Erbin ihres Segens werden! Nichts fehlte ihr mehr; nichts mehr fehlte der glücklichen Familie; nicht Einen Wunsch hatten sie mehr zu wünschen.

Aber bei dem Glücke wurde der nicht vergessen, dem sie Alles zu verdanken hatten. Welche heiße Dankgebete stiegen zum Lenker der Schicksale empor! Welche und wie viele Werke der Wohlthätlgkeit flossen in den Schooß der nothleidenden Armen! Das Glück, ein so unerwartetes Glück sollten auch andere Menschen mitgenießen. — Daß durch der Tochter Erzählung das Knäul' der räthselhaften und wunderbaren Rettung entwickelt wurde, bedarf keiner weitern Bemerkung, sowie daß die Freundin eine günstige Aufnahme fand.

Louison vergaß bald bei einer solchen Familie ihr bedrängtes Vaterland, und theilte mit ihrer Freundin alle die reinen, kindlichen Freuden, welche dieses Leben zu einem Eden umschaffen. Ihre Freundschaft war eine wahre Freundschaft, war die innigste Vereinigung zweier Seelen von einer edlen Denkungsart und wahren Herzensfrömmigkeit. Aehnlichkeit in ihren Gesinnungen, in ihren Neigungen und Bestrebungen

zog die Herzen zu einander hin, wie überhaupt schon in der Natur ähnliche Körper einander anziehen. Unverfälschte gegenseitige Hochachtung, die sich auf Verstand, Tugend und andere Vollkommenheiten der Seele gründete, fesselte ihre Herzen unauflöslich aneinander. Ihre Empfindungen, so wie ihre Schicksale waren so in einander verwebt, daß sie nur Ein Herz und Eine Seele ausmachten. Man könnte eher einen Wassertropfen in einen reißenden Strom fallen lassen, und ihn unvermischt mit andern Tropfen wieder herausnehmen, ehe man ihre Herzen von einander trennen konnte. Ihre Gedanken begegneten einander, und mit gränzenloser Zuversicht kam der Wille der Einen dem Willen der Andern zuvor.

Bei diesen tugendhaften Geschöpfen zeigte sich der Werth der Freundschaft nicht nur im Unglücke, sondern sie erhöhte auch jede Freude ihres Lebens. Bei ihnen traf ein, was man mit Recht von der wahren Freundschaft rühmen kann: „Mitten in der Welt, und umgeben von tausend Schmeichlern, glauben wir in einer Wüste zu seyn, wenn wir Niemanden haben, dem wir unser Glück und unsere Freude erzählen können, ohne zu fürchten, daß er uns tadeln werde, und daß wir seinen Neid rege machen. Wie unaussprechlich schön und anmuthig wird uns ein schöner heiterer Morgen oder Abend an der Seite eines Freundes und bei gegenseitiger Ergießung des Herzens! Bis zu welchem Entzücken rührt uns der frohe Anblick der segensvollen Felder und Gärten, oder einer schönen Gegend, wenn ein gefühlvolles Herz neben uns Alles mit bewundert! O welches Glück der Welt kann mit

der seligen Empfindung verglichen werden, wenn das Auge überall auf Scenen stößt, dann ihm eine plötzliche Zähre entstürzt, die er an dem Busen seines gleich empfindenden Freundes still und andachtsvoll fließen lassen kann. Wie sich dann Beide der Schöpfung Gottes und ihrer übereinstimmenden frommen Empfindungen freuen! Wie sie sich wechselweise in dem Entschluß stärken, ihre Seele für diese tadellosesten Freuden tugendhafter Liebe stets empfänglich zu erhalten, aus der Fülle des Herzens unabläßig Dem zu danken, der sie einander zuführte, und dadurch ihren hiesigen Aufenthalt so anmuthig machte, und auch ferner seiner allgewaltigen Huld kindlich zu vertrauen. Es ist ihnen in solchen wonnevollen Augenblicken, als wehe schon ein Hauch von jener Himmelsluft zu ihnen herüber, als sähen sie in ihrer Liebe und gemeinschaftlichen Freude über die Pracht der göttlichen Werke schon die Dämmerung von einem neuen Leben, den Wiederschein des reineren Himmelslichtes, wozu sie ihre Seelen hinaufzuschwingen suchen. Und was auch das hiesige Leben ihnen für Glückseligkeit anbieten und schenken mag, das wird ihnen erst durch den Andern und um des Andern willen recht werth. Wonne athmend fällt der Beglückte in die Arme seines Freundes, und bittet, sein Glück mit zu genießen; und diesem wallet das Blut, freudig hebt sich sein Herz empor, er macht seinem Freunde sein Glück erst recht schön, und sorgt für die Dauer und Sicherheit desselben. So schiffen Beide gemeinschaftlich auf dem Strome des Lebens, durch sanfte angenehme Lüfte fortgetrieben, zwischen den herrlichsten Aussichten der Segnungen Gottes hindurch, und wissen, daß sie dieselben doch nur als den Vor-

hof zum Tempel der Glückseligkeit ansehen können, wohin ihr vereinter Lauf gerichtet ist."

Am Schlusse dieser Erzählung wird der nachsichtige Leser mit Recht fragen: „Was ist mit Jacob geschehen?"

Als im Jahre 1814 die Emigranten wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, trat auch unsere Familie ihre Reise nach der lang vermißten Heimath an.

Auf der Straße, welche nach Rochefort führt, kaum eine Stunde von diesem Schlosse, schlich ein armer Unglücklicher, bleich, zitternd, gleich einem, der aus dem Grabe zurückkehrt, in zerrissenem Lappen, die seine Blöße nur halb bedeckten. Ein Stecken trug seine matten Glieder. Der Hunger führte ihn von Thüre zu Thüre. Die Ueppigkeit schlug voll Ekel die Augen von ihm weg, warf ihm ein armseliges Almosen zu, und hieß ihn gehen. Er hatte keine Verwandte, er hatte keinen Freund mehr, die Welt war für ihn eine Einöde. Unter dem freien Himmel war die Erde sein Bett; ihn sengte im Sommer die Sonne; ihn trafen alle Ungemächlichkeiten des rauhen Winters. Er lebte in einer verlassenen Dunkelheit, sich selbst und seinen Mitmenschen eine Last. Er flehte auch die heimkehrenden Glücklichen um ein Almosen an.

Herr von Albigny erkennt den Bettler an seiner Stimme, und ruft: „Ihr seyd es, Jakob?" Dieser blickte bejahend auf, und erkannte alsbald seinen ehemaligen Herrn. Dieser nahm den müden Armen auf seinen Wagen, um ihm die Tage noch zu versüßen. Allein diesem war hienieden kein Genuß mehr bestimmt.

Er entschlief ruhig unterwegs, und Niemand erfuhr sein Schicksal seit der Befreiung des Herrn von Albigny. Dieser ließ ihn beerdigen, und ein schwarzes Kreuz ohne Inschrift stand lange auf dem Leichenhügel, der dem Unglücklichen die Ruhe gönnte, welche er, lasterbedeckt, in diesem Leben nicht mehr gefunden; der Himmel mag seiner reumüthigen Seele gnädig gewesen seyn.

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Madelaine als Muster eines guten Kindes	1
Zweites Kapitel.	Vaterlandsliebe	6
Drittes Kapitel.	Paris bei Albigny's Ankunft	13
Viertes Kapitel.	Die Sehnsucht	16
Fünftes Kapitel.	Die Trauerkunde	21
Sechstes Kapitel.	Der Vater lebt	24
Siebentes Kapitel.	Dankbarkeit	31
Achtes Kapitel.	Der Abschied von der Heimath	35
Neuntes Kapitel.	Der Fluchtversuch	40
Zehntes Kapitel.	Albigny's Wiederankunft in Paris	49
Eilftes Kapitel.	Albigny vor Maillard	53
Zwölftes Kapitel.	Der hochherzige Entschluß	60
Dreizehntes Kapitel.	Madelaine reiset nach Paris	70
Vierzehntes Kapitel.	Widerwärtigkeit und Freude	75
Fünfzehntes Kapitel.	Madelaine nimmt Dienst	81
Sechzehntes Kapitel.	Vertrauen auf Gott	85
Siebenzehntes Kapitel.	Die Freundschaft	91

Seite

Achtzehntes Kapitel. Der Besuch 96
Neunzehntes Kapitel. Albigny im Kerker . . . 107
Zwanzigstes Kapitel. Das Wiedersehen 112
Einundzwanzigstes Kapitel. Reue 121
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Trauer und Freude 133
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Vollkommene Freude 149

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waitzmann, Johann Georg

Der Neujahrs-Abend zu Lausanne, oder die Macht der Vaterlands- und Kindesliebe eine lehrreiche Erzählung aus der Schreckenszeit der französischen Revolution für christliche Jugend und christliches Volk ; mit bischöflicher Approbation und einem Stahlstich

Augsburg 1847

Paed.pr. 48-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10758886-2